Galanterieen
der
Türken

von

Christian Wilhelm Kindleben,
der Weltweisheit Doktor und der freyen
Künste Magister.

Mit Kupfern.

Zweiter und letzter Theil.

Frankfurt und Leipzig,
1783.

Galanterieen der Türken.

Zweiter Theil.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Etwas zur Einleitung, *pro captatione benevolentiae.*

Schier hätt' ich meinen ganzen Plan umarbeiten, und insonderheit die Kapitel nebst den kurzen Ueberschriften, welche den Inhalt solcher Kapitel darstellen, weglassen müssen; denn ich las gestern in einem neuen, oder eigentlich

alten und modernisirten, nach **dem hinkenden Teufel** des le Sage gearbeiteten Buche, eine Bemerkung hierüber, daß es, nach des Verfassers oder Uebersetzers unvorgreiflichen Gutachten, nicht fromme, und nicht vielen Lesern behage, solche Kapitel oder Eintheilungen in Büchern, worinn Geschmack und Witz herrschen soll, statt finden zu lassen. — Aber wer kann's allen Leuten recht machen, da beynahe ein jeder die nämliche Sache aus einem andern und ganz verschiedenen Gesichtspunkte betrachtet, und der eine lobt, was der andere tadelt. —

Es muß auf alle Fälle ein herrliches Büchlein seyn, wovon in diesem kurzen Prolog die Rede ist, und zwar aus der wichtigen Ursache, weil die weltberühmte Buchhandlung der Gelehrten, die den Anfang ihrer Existenz in **Dessau** nahm, dasselbe in Kommission oder vielmehr in Verlag hat, und die noch berühmtere Verlagskasse, deren Mitglieder lauter gescheite, einsichtsvolle Männer sind, die den Werth eines zum Druck bestimmten Manuskripts bey der ersten Uebersicht schnurstracks zu würdigen wissen, die Druckkosten vorzuschießen gewürdiget, oder sich gemüßiget gesehen hat.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Nachtrag zu der Erzählung von den Wohnzimmern des türkischen Großsultans.

Das Quartier des Großherrn fängt mit einem großen Saal an, und die Schönheit des Innern stimmt vollkommen mit der äußerlichen Schönheit überein. Es ist eine Verzierung von Marmor von verschiedenen Farben, und der Boden ist mit großen, wollenen Tapeten, welche aus Persien kommen, die aber weit reicher sind, und weit mehr geschätzt werden, als diejenigen, die man aus Seide macht. Um den Saal herum siehet man in der Breite von fünf Fuß seidene gestickte Fußdecken von weißem Grunde ausgebreitet, und auf den Fußdecken reiche Küssen von vier Fuß in der Länge, und drey in der Breite.

Von den beyden Thüren, die im Saal sind, geht die eine zu dem Wohnzimmer der Pagen, und die andere zu dem Revier der Sultaninnen, und wenn man aus dem letzteren heraus kömmt, so kommt man in

einen Blumengarten, in dessen Mitte ein marmornes Bassin mit einem Springhahn ist. Aus einer Ecke des Gartens kömmt man in den Revan-Kouchki, welches ein auf Pfeilern ruhendes Zimmer ist. Dies ist eine Art von Belvedere, oder ein großes Zimmer, welches eine schöne Aussicht giebt, und welches Sultan Amurat bey seiner Rückkehr aus dem Persischen Kriege bauen ließ, nachdem er die Stadt Babylon eingenommen, Tauris verwüstet, und Erivan zu seinen Eroberungen hinzugefügt hatte, welches durch die Verrätherey des Gouverneurs geschahe. Er trug aber auch den verdienten Lohn seiner Verrätherey davon.

Dieses Kabinet ist auf einem erhabenen Ort auf einem jähen Felsen erbauet, und Amurat sparte nichts, um ihn zu verschönern. Es ist ein sehr schönes Gewölbe, und die Mauern sind alle von weißem Marmor mit einigen arabischen, in Gold geschnittenen Versen. Es ist von allen Seiten offen, und Gitter, die es umgeben, verhindern, daß man von außen nicht kann gesehen werden; und gewähren denen, die sich in denselben befinden, den schönsten Anblick von der Welt. Man hat aus diesem

sam Kabinet, die Aussicht nach ganz Galatien und Pera, nach der angenehmen Landsschaft Asiens um Skutaret und Kalcedonien, nach dem Hafen von Konstantinopel, der einer der schönsten in Europa ist, und dem Kanal des schwarzen Meeres, der sich bey der Spitze des Serails mit den Gewässern des mittelländischen Meeres vereinigt, wo man in der Mitte gleichsam einen weißen Strahl sieht, der die Grenzen von Europa und Asien zu bezeichnen scheinet. An diesem schönen Orte belustigte sich oft Sultan Amurat mit dem Statthalter von Erivan, der ihn hatte Wein trinken gelehrt, und daran hatte er sich so leicht gewöhnet, daß er bisweilen drey ganzer Tage in Ergötzlichkeiten und Ausschweifungen dieser Art zubrachte. Er trank keinen andern Wein, als den aus der Insel Tenedo, dessen Vortreflichkeit und Wohlschmack wir bereits in dem ersten Theil dieses Buchs angepriesen haben, und er ward in solcher Zechkunst in kurzer Zeit eben so geschickt, als der Meister, der ihn Wein trinken gelehrt hatte. Dieser persische Statthalter war dem Trunk und andern damit verbundenen, oder daraus entstehenden Ausschweifungen in einem hohen Grade ergeben. Die Nacht brachte

er gemeiniglich mit Trinken zu, und am Tage besorgte er seine Geschäfte, und pflegte seiner Ruhe. Da aber schlechte Handlungen selten ungestraft bleiben, und Cha-Sephi, König von Persien keine Friedensvorschläge annehmen, noch dem Gesandten der Pforte Audienz geben wollte, bevor ihm Amurat nicht vor allen Dingen den Verräther zur Bestrafung ausgeliefert hätte, so ließ ihn der Großherr, da sie einst im Belvedere, wie gewöhnlich, mit Trinken sich belustigten, in seiner Gegenwart ohne Umstände stranguliren. —

Amurat ließ auch bisweilen die vornehmsten Sultaninnen, als seine Mutter, seine Schwestern und diejenigen, gegen welche er die meiste Zuneigung hatte, an diesen ergötzlichen Ort kommen. Am öftersten war er daselbst mit einer Sizilianerinn, die er heftig liebte, und die, weil sie sehr schön und eines sanften, gefälligen Gemüths war, alles, was sie wünschte, von ihm erlangen konnte *).

Diese

*) Jeder Mensch hat Prädilektion für etwas, sey's für Sachen oder Personen, die er nach seiner freyen Wahl oder nach seinem individuellen Eigensinn andern Sachen oder Personen, die viel,

Diese Favoritinn des Sultans wurde von den Korsaren aus der Barbarey zur See weggenommen, als man sie nach Spanien führte, um einen von den ansehnlichsten Großen im Reich zu heirathen; der Bassa von Algier schickte sie dem Großherrn zum Geschenk, der ihr seine ganze, wärmste Neigung widmete, und sie so glücklich machte, als ein vornehmes Frauenzimmer in den Gefängnissen des Serails es seyn kann. —

Aus der Thür des Saals, welche in den Blumengarten geht, kommt man zur Rech-

vielleicht einem andern mißfallen, oder gar anekeln würden, bey weitem vorzieht. Und wie jeder Mensch bekanntlich sein Steckenpferd hat, so haben es vornämlich die Großen und Mächtigen der Erde, ob sie gleich in der Wahl ihrer Ergötzlichkeiten und ihrer Lieblinge beyderley Geschlechts oft sehr übereilt und unvorsichtig sind. Wer bey dem vornehmen oder regierenden Herrn eine Pfründe, eine Pension oder sonst eine Gnadenbezeigung zu suchen hat, der halte und addressire sich nur an dessen Günstling oder an die Maitresse, und er wird seines Zwecks selten verfehlen; denn, wem ist es unbekannt, daß beyderley Geschöpfe, sonderlich die Günstlinge weiblichen Geschlechts, die sogenannten Maitressen und Konkubinen oft den größten Einfluß in die Staatsgeschäfte haben, und nicht selten über Krieg und Frieden gebieten. Ein Beweiß davon aus der neueren Geschichte ist unter andern die berühmte oder berüchtigte Pompadour. —

Rechten in eine Art von Gallerie, die ohngefähr funfzig Schritte lang, und zwölf Fuß breit, und welche mit schwarzem und weißen Marmor gepflastert ist. Beym Ende derselben folgt ein großes Gebäude, wo der Marmor allein gebraucht ist, und man erblickt eine Thür von mittlerer Größe, deren oberer Theil in einer Art von flachem Gewölbe besteht. Sowohl das Gewölbe als die Thüre, sind mit erhabenem Blumen- und Schnitzwerk geziert, und zwischen diesem Blumenwerk findet man Devisen, die in Marmor gehauen sind; das Ganze ist zierlich vergoldet.

Wenn man fünf oder sechs Schritte von dieser Thür entfernt ist, so kömmt man an eine andere, die ihr an Schönheit nichts nachgiebt, und zu dem inneren Gemach des Großherrn führt. Die Wölbung ist nach dem Muster der bey dem Winterzimmer befindlichen eingerichtet, wovon ich bey dem Anfange dieses Kapitels gesprochen habe. Der Unterschied besteht nur in dem, was aus den Winkeln der kleinen Gewölber herauskommt, und anstatt, daß in dem andern Zimmer eine Art von vergoldeten Deckellampen hängen, so trift man in diesem eine Art von krystallnen Kugeln mit einigen

Stei-

Steinen von verschiedenen Farben an, deren reiche Vermischung eine trefliche Wirkung thut. Der Fußboden ist mit Tapeten bedeckt, welche die Tapeten der übrigen Zimmer an Schönheit übertreffen, und es verhält sich eben so mit den Matratzen, Decken und Kissen; der größte Theil aller dieser Hausgeräthe ist mit Perlen gestickt, und das ganze Zimmer, welches sehr groß ist, auf eine mannichfaltige und kostbare Weise ausgeschmückt. Da dieses Zimmer für den Sommer bestimmt ist, so ist darinn auf drey Seiten durchgebrochen, und große, hohe Fenster werfen ein helles Licht hinein. Der Großherr richtet sich in Ansehung der Zeit, da er zu Bette geht, nach der Gewohnheit des Landes, oder vielmehr nach der Sitte des ganzen Orients. Man schlägt kein Bettgestelle auf, sondern gegen Abend breiten drey Pagen drey Matratzen, eine auf die andere in einen Winkel des Zimmers hin, und befestigen oben drüber einen reichen Ueberhang in Form eines Gezelts, welcher von Goldstück und mit einer Stickerey von Perlen geziert ist.

Zur rechten Hand, wenn man in dieses Zimmer kommt, befindet sich ein Schrank, der in der Wand angebracht ist, worinn der

Ba-

Bajarak, das ist, die Standarte des Mahomets, verwahrt wird, welche diese Worte zur Devise hat: **Nasrum nimm Alla**, das heißt: **Die Hülfe ist von Gott.** Diese Standarte stand ehedem in so großer Ehrfurcht bey den Türken, daß, wenn in **Konstantinopel**, oder bey den Kriegsheeren ein Aufruhr entstand, kein sicherers und geschwinderes Mittel war, um diesen Aufruhr zu stillen, als diese Standarte den Aufrührern zu zeigen, welches die ottomannischen Regenten oft von sehr schlimmen Händeln befreyet hat, welche ihnen von Empörern zuwegegebracht worden waren. Der Großherr schickt alsdenn die **Mollahs**, welches gleichsam die Priester der Türken sind, diese müssen in ihrer Sprache den ersten Gliedern der rebellischen Truppen zurufen: „**Dies ist die Standarte des Propheten; alle die, welche treu und gehorsam sind, sollen sich in gehöriger Ordnung unter diese Standarte begeben, die aber nicht kommen werden, das sind Ungläubige, die man tödten muß.**“ Aber seit einigen Jahren haben die Türken sehr von dieser Ehrfurcht abgelassen, sie machen sich nichts mehr aus der erwähnten Standarte, und **Hassan-Bassa**, der im Jahr

1658. dem Großherrn viel zu schaffen machte, kehrte bey dem Anblick der Fahne Mahomets den Rücken, und führte seine rebellische Unternehmung glücklich aus.

Aus dem Zimmer des Großherrn kömmt man in einen großen Saal, wohin sich die Pagen begeben, welche sich seiner Person nähern, und hinter diesem Saal folgt ein Bad, welches durch drey Zapfhähne angefüllt wird, wo sie sich waschen, wenn sie zum Gebet gehen. Aus eben diesem Saal steigt man einige Stufen hinauf, die zu einem kleinen Kabinet führen, welches nur von Holz, aber schön ausgemahlt und vergoldet ist: ein rothes Tuch bedeckt beständig diese kleine Treppe, auf allen Seiten dieses Kabinets sind schöne Fenstern, wo aber eine andere durchsichtige Materie die Stelle des Glases vertritt, und aus demselben hat man fast eben die Aussicht, als aus dem Belvedere, welches Amurat bauen ließ. —

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Etwas von den gewöhnlichen Beschäftigungen des Großherrn.

Die Ottomannischen Monarchen, und überhaupt alle Herrscher Asiens, so tapfer sie auch gewesen seyn mögen, haben immer einen großen Hang zur Wollust und Weichlichkeit gehabt, und sie haben im Müßiggange große Reize gefunden. Sie kommen wenig oder gar nicht aus ihrem Serail, außer, wenn eine unumgängliche Nothwendigkeit sie zwingt, sich öffentlich zu zeigen, es sey nun an der Spitze ihrer Armeen, oder bey öffentlichen Ceremonien, welchen sie nach der Vorschrift des Gesetzes und des Wohlstandes wegen beywohnen müssen. Es ist wahr, daß es türkische Regenten gegeben hat, die nicht so einsam und an das Serail gefesselt, als die anderen gewesen sind, und welche die Liebe zum Kriege und das Vergnügen der Jagd dem Umgange mit dem Frauenzimmer vorgezogen haben: aber die Anzahl dieser letzteren ist sehr klein, und die mehresten haben, um die Ruhe desto besser zu schmecken, und

ein ganz stilles Leben zu führen, der Geschicklichkeit eines ersten Ministers alle die Sorgen überlassen, welche die Staatsgeschäfte und der Krieg erfordern; sie begnügten sich, so viel davon zu vernehmen, als eben dieser erste Minister sie davon wollte wissen lassen.

Man kann wohl sagen, daß das Serail zu gleicher Zeit ein ergötzlicher und einsamer Aufenthalt ist, aber eigentlich einsam für alle, und ergötzlich nur für einen einzigen. Unter vielen tausend Mannspersonen, die sich darinn, wie in einen Gefängnisse befinden, und deren einer von den andern abhängt, bekommt nur der regierende Herr das Frauenzimmer zu sehen; denn die schwarzen Verschnittenen rechne ich nicht zu den Mannspersonen, welche die Häßlichkeit ihres Körpers und ihres Gesichts zu Ungeheuern macht. Aber obgleich die ottomannischen Regenten und die Türken überhaupt der Wollust im höchsten Grade ergeben sind, ohne irgend einen Anstrich oder Bekanntschaft mit den Wissenschaften, sonderlich mit den schönen Wissenschaften zu haben: so ist ihnen doch dies Gute eigen, daß die große Neigung, welche sie zu den sinnlichen Vergnügungen ha-

ben, sie nie den öffentlichen Gottesdienst versäumen läßt, und daß sie vor allen Dingen beflissen sind, dem, was das Gesetz in dieser Absicht von ihnen fordert, ein Gnüge zu thun. Sie sind bis zum Aberglauben genau und pünktlich in allen gottesdienstlichen Uebungen, in ihrer Art, sich zu waschen, bey ihren Gebeten, bey ihren Fasten, bey ihren Allmosen und bey ihren Pilgrimschaften, welches die fünf vornehmsten Artikel der muhamedanischen Religion sind. Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß die Türken täglich fünfmal beten, welches man von dem natürlichen Tage verstehen muß, der aus vier und zwanzig Stunden besteht. Dazu giebt es nun keine festgesetzten Stunden, sondern man richtet sich nach der Zeit, da die Sonne ihren Horizont erleuchtet. Auf diese Art ist der Zwischenraum zwischen ihren Gebeten im Sommer länger, als im Winter, und sie bauen hauptsächlich ihre Andacht auf Beobachtungen dieser Art. Das erste Gebet soll mit anbrechendem Tage noch vor dem Aufgang der Sonne geschehen; das zweyte zu Mittage; das dritte zwischen der Mittagszeit und dem Untergange der Sonne; das vierte gleich nach Sonnenuntergang; und das letzte um halb neun Uhr des Nachts;

diese Gebete verrichten sie unausgesetzt und pünktlich, was ihnen auch für Geschäfte aufstoßen mögen, sie müßten denn krank seyn. Es giebt eifrige Türken, deren Gewissenhaftigkeit so weit geht, daß sie, wenn sie in ihrem andächtigen Gebet begriffen sind, nicht davon ablassen würden, um den Feind, der etwa in die Stadt eindränge, zurückzutreiben, oder, wenn in ihren Häusern Feuer auskäme, solches zu löschen. Sie würden sogar eine große Sünde zu thun glauben, die Hand an irgend einen Theil ihres Leibes zu legen, um sich zu kratzen, denn sie wollen, daß das Aeußerliche dem, was innerlich vorgeht, gemäß sey, und mit der tiefen Demüthigung in dem genauesten Verhältnisse stehen soll, worinn die Seele vor Gott während des Gebets seyn muß.

Der Großherr schließt sich so wenig von der Verbindlichkeit zum Gebet aus, als der geringste seiner Unterthanen, er ist in diesem Punkt sehr religiös, und damit fängt er allemal den Tag an. Er steht mit anbrechendem Tage auf, und bisweilen begiebt er sich vor Verrichtung des Gebets ins Bad, um sich zu waschen, insonderheit, wenn er bey seinen Weibern geschlafen hat. Wenn das Gebet vorbey ist, so übt er sich

im Bogenschießen, oder bereitet auch zum öftern im Dressiren seine Pferde; und bisweilen findet er Vergnügen, von einer Gallerie, von welcher er nicht gesehen werden kann, den Uebungen seiner Pagen zuzusehen. Wenn sich einer darunter findet, dem es in seinen Uebungen gelingt, und mit dem der Großherr zufrieden ist, so schickt er ihm ein Oberkleid oder etwas anders von größerem Werth, um ihn zu fernerem Fleiß in solchen Ritterübungen zu ermuntern, und seine Mitgespielen zur Nacheiferung aufzufordern. An den Gerichts- oder Rathstagen begiebt er sich durch eine bedeckte Gallerie an das Fenster, welches in den Saal des Divans geht, um zu wissen, was da vorgenommen wird, und wenn die Rathsversammlung aus einander geht, so kehrt er in sein Zimmer zurück, wo man ihm zu essen aufträgt. Sein Tisch ist nichts weniger, als leckerhaft, und er ißt keine andern Speisen, als diejenigen, von welchen ich im vorigen Theil bey dem Kapitel, welches von den **Kaiserlichen Küchen** handelt, Auskunft gegeben habe. Er speiset sitzend, die Füße über einander geschlagen, und lehnt sich an seidene Küssen, die ihn verhindern, die kalten Ausdünstungen der Wand zu empfinden, und man bereitet ein Leder von

Kor-

Korduan über die Tapeten hin, welche die kleine Erhöhung bedecken, damit nicht das Fett, welches herabträufeln und durch das Tischtuch dringen könnte, sie verderben möge. Dieses Tischtuch, welches über das Korduanleder hergelegt wird, besteht aus der schönen, gedruckten, oder gemahlten Leinwand, die in Indien zubereitet wird, und rund umher gestickt ist; Servietten werden nicht aufgelegt, weil die Türken sehr reinlich essen, und wenn sie sich bisweilen abtrocknen wollen, so bedienen sie sich eines kleinen Schnupftuchs statt der Serviette. Beym Essen brauchen sie nur die rechte Hand, und beym Ende der Mahlzeit bringt man in einem Becken warmes Wasser und Seife, um sich zu waschen, und jeder zieht sein Schnupftuch aus seinem Gurt, um sich abzutrocknen. Man legt auch in der Türkey nicht Messer und Gabel auf den Tisch, jeder trägt sein Messer in seinem Gurt, um sich dessen im Nothfall zu bedienen; aber sie brauchen es nicht viel, weil ihr Brod ganz flach, wie der Matzes oder Osterkuchen der Juden ist, und immer frisch aus dem Ofen kommt, sie brechen es gemeiniglich mit den Fingern entzwey, und alles Fleisch, was ihnen aufgetragen wird, ist schon in Stücken geschnitten, welches auch

in Persien so gehalten wird. Sie bedienen sich aber weit grösserer Löffel, als die unsrigen sind, um Brühe oder Suppe zu essen, und was sonst flüßiges bey Tische angetroffen wird. Die Pagen des Kilars oder des Bechers bringen das Brod und die Sorbets, und die Kammerpagen nehmen das Fleisch beym Eingange des kaiserlichen Zimmers aus den Händen der Küchenbedienten, die es in Schüsseln, welche mit Porcellain bedeckt sind, auftragen, indem der Großherr sich bey Tische keines goldenen Geschirres bedient.

Nach der Mittagstafel verrichtet der Großherr sein Gebet, und bisweilen begiebt er sich Sonntags und Dienstags, welches die vornehmsten Raths- und Gerichtstage sind, in den Audienzsaal, um sich mit seinen Ministern von dem Zustande der öffentlichen Angelegenheiten zu unterhalten. Die übrigen Tage geht er nach der Tafel in den Gärten des Serails bald mit seinen Verschnittenen, bald mit den Sultaninnen, oder mit seinen Zwergen und Stummen spatziren, welche tausenderley Affenpossen vornehmen, um ihn zu belustigen *) und bis-

*) Große Herrn belustigen sich oft an den armseligsten Kleinigkeiten, oft an Dingen, an welchen kein

bisweilen geht er auf die Jagd oder auf den Fischfang, nachdem es ihm einfällt. Aber weder seine Geschäfte, noch seine Belustigungen hindern ihn jemals, alle Tage seine fünf Gebete zu der in dem Alkoran vorgeschriebenen Zeit zu thun, denn es glauben alle Türken ohne Unterschied, daß, wenn man diese Betstunden versäumt, man sich den Fluch Gottes zuzieht, und daß man die traurigen Folgen desselben nicht vermeiden kann. —

Es ist vielleicht nicht zweckwidrig, hier im Vorbeygehen zu erinnern, daß die türkischen Kaiser selbst oft ihres Lebens nicht sicher sind, besonders, wenn die Janitscharen etwa einen Aufruhr erregen, wie denn die Absetzung oder Ermordung eines Sultans, mit dessen Regierung vornämlich die Janitscharen unzufrieden waren, in der Geschichte des türkischen Reichs nicht ohne Beyspiel ist. Auf der andern Seite

kein vernünftiger, gesetzter Mensch, wär er auch aus dem niedrigsten Stande, Vergnügen finden würde. Domitian, grausamen Andenkens, vertrieb sich die Zeit mit Ertödtung der Fliegen; ein römischer Pabst ließ nackende Huren tanzen; ein anderer großer Herr hält sich Affen, ein dritter Hofnarren, ein vierter Hunde, und ein fünfter, welches die gewöhnlichste Art des unschuldigen Zeitvertreibs ist, Maitressen.

müssen wir aber auch bemerken, daß mehrmals die türkischen Kaiser die Sicherheit ihres Throns, sobald sie denselben besteigen, ohne auf die heiligen und ehrwürdigen Bande der Blutsfreundschaft Rücksicht zu nehmen, durch die Ermordung, wenigstens durch die Einsperrung ihrer Brüder und nächsten Anverwandten zu befestigen suchen. Bajazet *II.* hat zuerst diese grausame Gewohnheit eingeführt, und nur wenige dieser unglücklichen Prinzen haben der Wuth ihres ältesten Bruders, wenn er zur Regierung kam, entgehen können; diejenigen unter ihnen, welche am gelindesten behandelt wurden, haben doch einem engen und verdrüßlichen Gefängniß, worinn sie niemand zu sehen bekamen, nicht entgehen können. Auf diese Art wurde **Ibrahim**, Vater des **Mahomets**, während der Regierung des **Amurat**, seines Bruders, gefangen gehalten, welcher letztere ein Sohn des **Achmets** und der **Kiosem**, einer Frau von großen Geist war, die vollkommen die Staatsangelegenheiten verstand. **Mahomets** Bruder, der nachher regierte, wurden auf eben dem Fuß behandelt, obgleich die Mutter des Bajazet und des **Orchans** ihnen die Gunst der türkischen Großen und der Janitscharen zu erhalten suchte, die mit

der

der wunderlichen und geitzigen Gemüthsart dieses Kaisers gar nicht zufrieden waren. Dieser **Mahomet** bestieg im Jahr 1648. nach dem Tode seines Vaters **Ibrahim**, den die Janitscharen in einem Aufruhr erwürgt hatten, den Thron. Er war damals nur sieben Jahr alt, und die Regierung wurde während seiner Minderjährigkeit der alten Sultaninn **Kiosem** gegeben, die aber bald nachher ihr Ansehen mißbrauchte, und wider ihren Enkel **Mahomet** einen gefährlichen Aufstand erregte, wobey sie das Leben verlor. Dieser Monarch, welcher alle sinnlichen Vergnügen und vornämlich die Jagd liebte, verließ sich wegen der Regierungsgeschäfte blos auf seinen Großvizier **Achmet**, der seinem Vater **Koprogli** (wider die sonstige Gewohnheit) in dieser ersten Bedienung des Reichs gefolgt war. Die Succession des Großvizier **Achmet** in die Aemter seines verstorbenen Vaters war ein Beyspiel von gar seltener Art; *) denn das gewöhnliche Schicksal der Kinder, wel-

*) Die Successionen der Herren Geistlichen in die Aemter ihrer ehrwürdigen Väter pflegen weit leichter, zahlreicher und sicherer zu seyn, daher sie oft ihre Bestallung zum künftigen Pfarramt schon, als Pathengeschenk, in der Wiege erhalten, und voll von der Idee ihrer Pfründe und ihres Mädchens die Universität beziehen.

welche die sterbenden Bassas hinterließen, brachte es so mit sich, wie wir bereits im ersten Theil erinnert haben, daß sie höchstens auf die Stelle eines Beys, oder Galeerenkapitains, Rechnung machen konnten, und mit dieser niedrigen Stelle würde auch Achmet ohnstreitig haben fürlieb nehmen müssen, wofern nicht der Staat dessen Vater Koprogli große Verbindlichkeiten gehabt, und dieser dem Großsultan vorgestellt hätte, er habe das Geheimniß der Staatsgeschäfte nie einem andern, als seinem Sohn, anvertraut.

Da wir vorhin des ehemaligen türkischen Kaiser Mahomet *IV.* erwähnt haben, so wird ein kurzer Auszug aus seiner Lebensgeschichte, der uns mit seinem Sinn, mit seinem Charakter, und mit seinen Lieblingsgeschäften einigermaßen bekannt macht, hier nicht am unrechten Orte stehen. Er war ziemlich wohlgebildet, mehr fett, als hager, aber seine Gesundheit war vielen unangenehmen Zufällen ausgesetzt. Besonders hatte er viel Beschwerden von einem Bruch, den er auf der Jagd bey einer gewissen Anstrengung seiner Kräfte bekam, als er zu Pferde über einen sehr breiten Graben setzte; und da er gleichwohl seiner herrschenden

Leiden=

Leidenschaft nicht entsagen konnte, so mußte man ihm bisweilen in einem sehr elenden Zustande vom Pferde herunter helfen, und die angewandten Heilmittel waren unnütz, da er sich nicht zu schonen wußte. Er hatte einen unruhigen und sich nimmer gleichen Geist, welches diejenigen, die ihn bedienten, in große Verlegenheit setzte, denn ob sie sich gleich alle Mühe gaben, seine seltsame Launen auszuforschen, und sich darnach zu richten, so war es doch schwer, ihn zu befriedigen. Er hatte einen Prinz, welcher mit vielem feyerlichen Gepränge zu der Zeit, welche im Gesetz zu dieser Feyerlichkeit bestimmt war, beschnitten wurde. Die Sultaninn, seine Mutter, die der Pracht sehr ergeben war, wollte, um diese feyerliche Handlung in den Augen der Türken und der Fremden desto glänzender und prunkvoller zu machen, daß der Anzug, den der junge Prinz an diesem Tage trug, ganz mit Diamanten besetzt seyn sollte, weshalb sie viele reiche Stücke im Schatz anbrechen ließ, wohin alle Edelgesteine gebracht wurden.

Zu den Lieblingsgeschäften des Sultan **Mahomet** gehörte unter andern die Jagd. Dies war seine größte und unüberwindlichste

ste Leidenschaft, der er gar nicht widerstehen konnte; seine Jagdhunde waren ihm lieber, als das Leben vieler Menschen, und außerdem war er im höchsten Grade geitzig und habsüchtig. Ich will in einem einzigen Beyspiel Proben von beyden Lieblingsneigungen dieses Kaisers beybringen, woraus man zugleich seine Geschicklichkeit ersehen kann, viel zu verschenken, ohne seine Finanzen zu berühren. Wenn er auf die Jagd gieng, so ließ er eine Menge Leute von vier bis fünf Meilen aus den umliegenden Gegenden des Ortes herkommen, wo er jagen wollte, um einen großen Strich Landes zu umzingeln, und denselben so gut einzuschliessen, daß auch kein Mäuschen durchschlupfen könnte. Dies konnte aber nicht anders geschehen, als durch Verderbung der Aecker und durch Ermüdung des armen Volks, welches seine gewohnte Arbeit liegen lassen mußte, um sich einer weit härtern zu unterziehen, der es oft unterliegen mußte *). Diese anhaltenden Frohndienste machten viele Leute murren, und als ein Ver-

*) Nur gar zu oft behandeln große Herrn ihre Bedienten und Unterthanen ärger, als das Vieh, und fürchten sich weder vor dem Urtheil der Welt, noch vor den Vorwürfen ihres eigenen Gewissens, noch vor der künftig abzulegenden Rechenschaft.

Verschnittener, ein Günstling des Sultans, sich einst die Freyheit genommen hatte, ihm den Nachtheil vorzustellen, welchen solch Betragen seinen Unterthanen durch den Ruin ihrer Aecker und durch den Verlust ihres Lebens verursachte: so wurde er zornig, ließ ihn auf einige Tage ins Gefängniß werfen, und jagte ihn hierauf auf eine schimpfliche Art aus dem Serail. Weil endlich das Uebel durch diese außerordentliche Neigung des Kaisers zur Jagd immer größer wurde, so beschlossen der Großvizier und übrigen Bassas, den Muffti zu bitten, daß er ihm die übeln Folgen dieses ausschweifenden Vergnügens vorstellen sollte, weil er allein noch mit dem Großherrn davon reden dürfte. Der Muffti suchte es anfänglich von sich abzulehnen, weil er wohl einsahe, daß sein Vortrag dem Großherrn nicht gefallen würde; da ihm aber endlich sehr zugeredet wurde, daß er diesen Liebesdienst dem Publikum erweisen möchte, so wagte er es, und nahm seiner Zeit wahr, um mit dem Großherrn mit aller ihm beywohnenden Klugheit und Geschicklichkeit über die gedachte verdrüßliche Materie zu sprechen. Er fand kein besseres Mittel, um ihm diese herrschende Leidenschaft zu verleiden und aus dem Kopf zu bringen, als indem

dem er ihm die Gewohnheit seiner Vorgänger zu Gemüthe führte, welche Vergnügen daran fanden, sich mit allerley artigen Kleinigkeiten und mit Handarbeiten zu beschäftigen, wenn der Krieg oder die Staatsgeschäfte ihnen einige Zeit zur Erholung verstatteten: nach ihrem Beyspiel pflegten sich auch die Unterthanen auf nützliche Dinge zu legen und die Künste im Reich zum großen Vortheil des Publikums in Flor zu bringen: Sultan Amurat, sein Oheim, hätte hörnerne Ringe gemacht, um mit dem Bogen zu schießen; Ibrahim, sein Vater, hätte eigenhändig an Zahnstochern und an andern kleinen Instrumenten von Muscheln und Schildkröte gearbeitet, und man müsse diese löbliche Gewohnheit nicht eingehen lassen, welche den Unterthanen Anlaß und Beyspiel giebt, das nämliche zu thun, und den Müßiggang zu fliehen. Er stellte ferner seiner Hoheit vor, daß es weit anständiger und dem Willen Gottes gemäßer wäre, von der Arbeit seiner Hände zu leben, als von dem Schweiß der Unterthanen, und von dem Gelde, welches durch die Auflagen einkommt, als welches das Gesetz verbiete, und daß seine Vorfahren dasjenige, was sie für ihre Person verzehrt, blos von ihrer Arbeit hergenommen hätten:

frey=

freylich wäre diese Arbeit nicht gar zu streng gewesen, sie hätten sich derselben sowohl zu ihrem Vergnügen, als, um den Vorschriften des Gesetzes ein Gnüge zu thun, unterzogen, und wenn sie ein Stück Arbeit fertig gehabt, so hätten sie es als eine besondere Gnade einem Bassa zugesandt, welcher dasselbe mit einem tiefen Respekt und großer Freude empfangen hätte: derjenige, welcher der Ueberbringer davon gewesen, hätte gesagt, indem er es überreichet, diese Arbeit wäre von der Hand des Großherrn, der es zum Verkauf schickte, um sich zu ernähren *); der Bassa, oder ein anderer Vornehmer, an den die Arbeit gerichtet war, hätte ihn mit einer ziemlichen Anzahl Beutel dafür bezahlt, ohne das Geschenk zu rechnen, welches dem Ueberbringer gehörte: daß dieses Geld blos für den Unterhalt des regierenden Herrn bestimmt wäre, und daß man ihn folglich nicht

*) Dies ist blos Affektation und Spielerey. Wenn das Land den regierenden Herrn, der es schützt und es in seinem Flor durch weise Maaßregeln zu erhalten sucht, nicht ernähren kann, so steht es wahrlich sehr übel mit ihm aus. Es muß einmal ein Unterschied der Stände in der Welt seyn, der eine ist zum Regieren, der andere zum Schuhmachen geboren; aber die Verfertigung der Ringe und Zahnstocher ist eines großen Herrn ganz unwürdig. —

nicht beschuldigen könnte, von der Arbeit seiner Unterthanen zu leben.

So lautete der Vortrag des Mufti, und ich will im Vorbeygehen erinnern, daß die Könige von Persien eben diese Gewohnheit, oder vielmehr eben diesen Aberglauben haben. Unter der Regierung des Cha-Abas bauete man zu Ispahan Carvanseras, welches öffentliche Häuser sind, wo die Kaufleute wohnen, von deren Einkünften man die Lebensmittel für den Mund des Königs kauft, indem das Geld, welches vom Zollwesen und von den öffentlichen Abgaben einkommt, in dieser Absicht für Haram, das ist, für ungerecht uud verboten gehalten wird, weil es zu den Bedürfnissen des Staats, nicht aber zur Ernährung des Regenten angewendet werden soll.

Der Großherr ließ sich den heimlichen Verdruß nicht merken, den er über den Verweis des Mufti hatte, er bezeugte, daß er seine Erinnerungen gut aufnähme, und setzte sich in Bereitschaft, ihm in kurzem zu zeigen, wie er die Ermahnung, die er ihm gegeben hätte, zu nutzen wüßte. Er gestand ihm, daß er oft an dasjenige, was

der

der Inhalt seines Vortrags gewesen wäre, gedacht hätte, und er hätte ein Handwerk im Kopf, wobey er guten Fortgang zu haben hoffte. Es vergiengen einige Tage, ehe der Großherr davon sprach, auf die Jagd zu gehen; endlich aber übernahm ihn die Ungeduld; er verließ daß Serail, gieng auf die Jagd, und schoß zum erstenmal in seinem Leben einen Hasen mit einem Büchsenschuß. Zur selbigen Stunde schickte er diesen Hasen an den Mufti nebst Befehl, ihm zu sagen, daß er seinen Rath befolgt, und, nachdem er die Jägerkunst erlernet, befohlen hätte, man sollte ihm diese erste Probe seiner Kunst überbringen, welche er verkaufen wollte, um sich von dem daraus zu lösenden Gelde zu ernähren: er möchte nicht unterlassen, demjenigen zwanzig Beutel zu geben, der ihm dieses Wildpret in seinem Namen überbrächte, und was seine Person beträfe, so wüßte er schon, was oder wie viel er ihm zu schicken hätte. Der Mufti suchte seine Bestürzung zu verbergen, nahm den Hasen mit Freudenbezeugungen über die Ehre, welche ihm Seine Hoheit erwiesen, dankbarlich an, gab nach dem Befehl des Sultans zwanzig Beutel an den Ueberbringer des Hasen, und schickte deren sechzig an den Großherrn; er lernte

also auf seine Unkosten und um den Preis von vierzig tausend Thalern, daß man sich nicht sehr darauf einlassen muß, großen Herrn Rathschläge oder Erinnerungen zu geben, die sie uns nicht abfordern.

Man beschuldigte übrigens den Sultan **Mahomet**, er sey zuweilen nicht recht bey Verstande, und sehr streng und grausam gegen seine Unterthanen gewesen, die ihn gar nicht geliebt hätten. Von seiner ausschweifenden Jagdliebe wollen wir noch eine ärgerliche Anekdote mittheilen. Er war in der Jagd unermüdet, und brachte im härtesten Winter ganze Tage in Büschen und Wäldern zu; einsmals, da er ganz spät von der Hirschjagd zurückkam, erdreistete sich der Oberjägermeister, ihm vorzustellen, daß, wenn er auf diese Art seine Sklaven dem Schnee und Eis aussetzte, er sie alle ums Leben bringen würde, indem die vergangene Nacht, deren bereits dreyßig gestorben wären. Der Sultan, ohne daß ihn dies rührte, antwortete dem Oberjägermeister, wenn es sehr kalt wäre, so sollte man seinen Hunden eine doppelte Decke geben, und wohl Acht haben, daß keiner vor Kälte umkäme, ohne der Menschen zu erwähnen, die er seiner Belustigung

gung aufopferte. Da diese harte Antwort vor die Ohren des Vols kam, so faßte es gegen den Großherrn einen unversöhnlichen Haß, der ihm nicht unbekannt blieb, und ihn nöthigte, sich von der Hauptstadt seines Reichs entfernt zu halten, weil er sich daselbst nicht sicher glaubte. —

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Von den Wohnzimmern des Hoffrauenzimmers.

Ich muß hier gleich Anfangs, um die Neugierde meiner Leser nicht zu sehr zu reizen, ohne sie hinlänglich befriedigen zu können, gradehin und ohne Umschweife erklären, daß es beynahe eine unmögliche Sache ist, eine ganz genaue Beschreibung von der Einrichtung des Reviers der Frauenzimmer und von dem, was darinn vorgeht, zu geben. Es ist vielleicht in der ganzen Christenheit kein Jungfernkloster, so regelmäßig und streng es auch seyn mag, zu welchem der Zugang den Mannspersonen auf eine strengere Art verboten und abgeschnitten wäre. Die Thüren des Frauenzim-

zimmerreviers werden von schwarzen Verschnittenen bewachet, und außer dem Großherrn und dem Arzt im höchsten Nothfall hat nie eine Mannsperson, auch nicht ein Frauenzimmer, einen Fuß hineingesetzt, außer denen, die darinn wohnen, und die, wenn sie herauskommen, in dem alten Serail eingesperrt werden. Man muß von dieser Anzahl die Sultaninnen und ihre Hofdamen ausnehmen, welche der Großherr, wenn es ihm gefällt, in die Gärten des Serail kommen läßt, oder die er zuweilen spatzieren führt, ohne daß sie von irgend jemand gesehen werden können. Vier schwarze Verschnittene tragen eine Art von Decke oder schwebendem Gezelt, unter welchem sich die Sultaninn und das Pferd, worauf sie reitet, befindet, ausgenommen des Pferdes Kopf, welcher zur Decke hinaussieht. Was den Arzt anbetrift, so darf er, wie ich schon gesagt habe, nur im äussersten Nothfall, in die Zimmer der Sultaninnen kommen, und dies geschieht mit solcher Vorsicht, daß er weder die Kranke sehen, noch von ihr gesehen werden kann, denn er fühlt ihr den Puls durch einen Flor, indeß alle übrigen Frauenzimmer sich von ihrem Bette wegbegeben, und schwarze Verschnittene ihre Stellen eingenom-

nommen haben. Solcher vorsichtigen Maaßregeln bedienet man sich, um den Weibern im Serail alle Mittel zu benehmen, mit Mannspersonen Umgang zu haben, oder auch nur ihres Anblicks zu genießen; und wenn ja eine Jüdinn in das Revier der Frauenzimmer kommt, um mit ihnen zu handeln, und ihnen einige Edelgesteine zu verkaufen, so wird sie von den schwarzen Verschnittenen genau durchsucht, aus Besorgniß, es möchte eine verkleidete Mannsperson seyn, welches ihm auf der Stelle den Tod zuziehen würde. Wenn die Neugierde einiger christlichen Frauenzimmer sie angetrieben hat, die Sultaninnen zu sehen, so ist es ihnen nicht wohl bekommen, wovon ich Beyspiele anführen könnte.

Es scheint zwar, als ob man vermittelst der Erzählung dieser Jüdinnen die innern Verschönerungen der Säle und Zimmer in dem Revier der Sultaninnen, wie auch einen Theil dessen, was bey der Regierung dieser kleinen Republik vorgeht, erfahren könnte: aber diese Jüdinnen dürfen nicht sehr weit hineingehen, es ist ein besonderes Vorzimmer zu ihren Handlungsgeschäften bestimmt, und die schwarzen Ver-

Verschnittenen sind gleichsam die Mäckler oder Unterhändler. Sie erkundigen sich nach allem, und da dasjenige, was die Sultaninnen kaufen wollen, durch ihre Hände gehen muß, so lassen sie sich von ihnen doppelt und dreyfach über den Werth bezahlen, und sammeln Reichthümer, ohne daß sie Gelegenheit haben, sich derselben zu bedienen. Man darf sich aber nicht über diese Genauigkeit wundern, nach welcher der Großherr nicht duldet, daß keine Mannsperson, nicht einmal ein weißer Verschnittener, sich dem Wohnort des Frauenzimmers nähern darf, wenn man sich des schrecklichen Strafexempels erinnert, welches Kaiser Amurat nach seiner Rückkehr von der Eroberung **Bagdads** an einem rußischen Athleten, der sich durch seine Kunst sehr berühmt gemacht hatte, und an einem Pagen des Schatzes statuirte, weil dieser den ersteren verleitete, sich in dem innern Hofe des Serails mit ihm herumzubalgen, indeß der Kaiser abwesend war. Ich habe dieses schauderhaften Beyspiels der türkischen Eifersucht und besonders der Eifersucht des Sultans im vorhergehenden Theil umständlicher Erwähnung gethan.

Ohne uns also weiter in Ansehung des Frauenzimmerreviers und dessen, was darinn vorgeht, auf leere Muthmaßungen oder auf unwahrscheinliche Nachrichten, die sich oft einander widersprechen, einzulassen, wollen wir nur dasjenige in der Kürze anführen, was sich davon mit Gewißheit sagen läßt. Gewiß ist, daß dieses Revier des Serails zum Theil der schönen Aussicht in das Revier des Großherrn genießet, und daß Tag und Nacht schwarze Verschnittene, die häßlichsten und unleidlichsten Geschöpfe, die Thüren desselben besetzt halten. Gewiß ist es auch, daß es sehr volkreich und mit den schönsten Frauenzimmern aus verschiedenen Ländern besetzt ist, welche durch das Schicksal des Krieges oder auf andere Art den Bassas und Statthaltern der Provinzen in die Hände gefallen sind, welche diese weiblichen Geschöpfe dem Großherrn als ein Geschenk schicken. Man weiß, (und es ist bereits im Vorhergehenden erinnert worden,) daß der Großherr unter dieser großen Menge von Frauenzimmern sich nur mit zweyen, oder dreyen abgiebt, die er am meisten liebet; einige sind sogar so enthaltsam gewesen, daß sie sich nur mit einer fleischlich vermischt haben, nachdem sie solche geheyrathet hatten. Wenigstens ver-

sichert man dies zu Konstantinopel von dem großen Soliman, sobald er sich, wider die türkische Staatsklugheit mit der Roxelene vermählt hatte, nach dem Schimpf, der der Gemahlinn des Bajazet durch den Temurleng zugefügt worden war.

Die weißen Verschnittenen, welche bey dem Zimmer des Großherrn die Aufwartung haben, können einigermaßen von dem, was mit den Sultaninnen vorgeht, Rechenschaft geben, weil dasjenige Frauenzimmer, welches bey dem Großherrn schlafen soll, in sein Zimmer gebracht wird, und ist es eine neue Liebe, so verbreitet sich das Gerücht davon gleich des folgenden Tages im Serail. Man weiß auch, daß die erste unter diesen Frauenspersonen, die mit einem Söhnchen niederkommt, und Mutter des ottomannischen Thronerben wird, nach Würde behandelt wird, und den Rang über die übrigen Sultaninnen hat; die übrigen, die in der Folge Söhne oder Töchter bekommen, haben zwar auch den Charakter als Sultaninnen, aber die Anzahl der Kammerfrauen, die man ihnen giebt, ist weit geringer, als diejenige, welche der ersten Sultaninn bewilligt wird. Ich habe schon

im Vorhergehenden gesagt, daß die jungen Erbprinzen bis zu einem gewissen Alter bey ihren Müttern erzogen werden, und wenn sie groß und stark genug sind, um irgend eine Leibesübung zu lernen, so giebt man ihnen Lehrer und Hofmeister in einer abgesonderten Wohnung.

Man trift übrigens in dem Revier des Frauenzimmers eben so viel Schmuck und Reichthum, als in dem Wohnorte des Großherrn an, weil dies der Ort ist, wo er seine angenehmsten Stunden zubringt; es hat sein Krankenhaus, seine Bäder, und alle übrigen Bequemlichkeiten, die man nur wünschen kann. Man kann auch leicht urtheilen, daß man beynahe in diesem Quartier eben die Regeln befolgt, die in den Kammern der Ichoglans beobachtet werden, daß es, wie in den Nonnenklöstern, alte Mädchen oder Jungfern giebt, welche die jungen unterrichten, und Tag und Nacht über ihre Handlungen wachen; und daß ihr gezwungenes Gefängniß sie unter sich selbst zu eben den geilen Ausschweifungen verleitet, denen sich die viehische Lust der jungen Mannspersonen überläßt, wenn sie Gelegenheit zur Befriedigung ihrer strafbaren Begierden finden können.

Dies hat ohnstreitig zu der Fabel von den Gurken Gelegenheit gegeben, die man ihnen schnittweise und niemals ganz aufträgt, in der lächerlichen Furcht, sie möchten sich derselben zur unzeit, nämlich zum Dienst der Wollust, bedienen; diejenigen, welche diese Fabel erfunden haben, wußten vielleicht nicht, daß es die herrschende Gewohnheit im Orient ist, diese Frucht in große, runde Scheiben zu schneiden, wie ich in dem Kapitel, welches von den Gärten des Serails handeln wird, umständlicher zeigen werde. Es herrscht aber dieses abscheuliche Laster nicht blos unter dem Frauenzimmer des Serails, sondern auch in Konstantinopel und in allen Provinzen des Reichs, und das Beyspiel der Mannspersonen, welche, indem sie den natürlichen Gebrauch des Weibes verlassen, gegen einander von einer verabscheuungswürdigen Liebe entbrennen, bewegt unglücklicherweise die Frauenzimmer, ihnen darinn nachzuahmen.

Es gab ein solches schändliches und verbuhltes Frauenzimmer unter der Regierung des Solimans, die bis zu dem hohen Grad des Unsinns ausschweifte, daß sie Mannskleider anzog, und den Leuten weiß machte, sie hätte sich die Stelle eines

Chaoux

Chaoux oder Gesandten gekauft, um von einem Künstler in Konstantinopel seine einzige Tochter zu erhalten, welche sie außerordentlich liebte, nachdem sie alle andere Mittel vergeblich versucht hatte, um ihre niederträchtigen Begierden zu sättigen. Der getäuschte Vater, der ein armer Mann war, bewilligte seine Tochter, die Heyrath wurde in Gegenwart des Kadi vollzogen, und da die Betriegerinn noch an eben dem Abend entdeckt wurde, so wurde sie des folgenden Tages verurtheilt, ins Meer geworfen zu werden, um darinn ihre unreine Brunst auszulöschen. —

Diese ausschweifende Geilheit des Frauenzimmers ist eine Wirkung und Folge von der Geilheit der Männer, und die Türken sind deswegen um so mehr zu verabscheuen, weil ihnen der Gebrauch mehrerer Weiber gegönnt ist. Aber sey es nun durch eine Strafe des Himmels, oder durch die in der Türkey so gemeinen Zaubereyen, deren sich die Weiber gegen einander bedienen, um sich die Zuneigung ihrer Männer zuzuziehen, oder geschehe es aus natürlichen Ursachen, so hat man doch immer bemerkt, daß die Türken, welche mehrere Weiber haben, nicht so viel Kinder zeugen, als diejenigen, welche keusch leben, und sich blos an einem einzigen

gen Weibe halten. Diejenigen, welche über Mahomets Religion geschrieben haben, werden ohnstreitig auch von dieser Vielweiberey und von den Ehen der Türken geredet haben.

Was die Art und Weise betrift, deren sich der Großherr bey seinen Liebeshändeln bedienet, so ist dies ein Geheimniß, welches ich nicht ergründen kann, und, wofern man nicht einen Roman schreiben, oder den Leser mit falschen Nachrichten täuschen will, so ist es schwer, davon zu reden. Die großen Herrn lassen sich selten in die Karte gucken, daß ich mich eines gemeinen Sprichworts bediene; die Liebesintriguen des türkischen Großherrn insonderheit gestatten keinen Vertrauten, der sie ausplaudern könnte, alles, was man gemeiniglich davon in die Welt ausstreuet, ist vielleicht weit von der Wahrheit entfernt; überdies muß man für alle Fürsten und Regenten, sie mögen gläubig oder ungläubig, mehr oder minder mächtig seyn, Respekt haben, was man von ihren geheimen Liebeshändeln etwa erfahren könnte, verschweigen, und ihre Schwachheiten, selbst ihre thörichsten Ausschweifungen, mit dem Mantel der Liebe bedecken.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Von den Gärten des Serails und wozu die großen Einkünfte derselben gebraucht werden.

Es ist eine alte Gewohnheit, oder vielmehr ein unter den ottomannischen Regenten eingeführtes Gesetz, daß sie von den Einkünften ihrer Gärten leben, welche zur Unterhaltung ihres Tisches, blos für ihren Mund, angewendet werden; und sie haben deren verschiedene in der Nachbarschaft von Konstantinopel nach Europa und Asien zu am Ufer des Meers entlängst. Ich will aber hier blos von den Gärten des Serails reden, um die Schranken, die ich mir vorgeschrieben habe, nicht zu überschreiten.

Es giebt im Serail kleine Blumengärten in verschiedenen Revieren, und vornämlich in dem Revier des Großherrn, wie auch in dem Quartier der Sultaninnen, und es findet sich dabey nichts außerordentliches. Der große Garten, worüber der Bo-

Bostangibachi die Aufsicht hat, wie über alle anderen, welche dem Großherrn gehören, umgiebt den größten Theil des Serails, und besteht aus einer Menge von Alleen, die mit Cypressen besetzt sind. Man vernachläßigt sie sehr, und läßt in den meisten Gesträuche und Unkraut wachsen.

Wenn man weiß, daß der Großherr kommen und einen Spatziergang vornehmen wird, so reinigen eine große Anzahl Bostangis geschwind die Gänge, wo er gemeiniglich durchgeht, und die Zwischenräume, welche zwischen diesen Gängen übrig bleiben, sind eben so viel Küchen- oder Fruchtgärten, welche sehr gute Früchte tragen. Es giebt Himbeeren und andere Früchte in Ueberfluß, und man trift daselbst große Stücken Melonen und Gurken, aber weit mehr von den letzteren an, woraus die Morgenländer eine große Delikatesse machen. Am öftersten essen sie dieselben, ohne sie zu schälen, und dann setzen sie ein Glas Wasser drauf. In ganz Asien ist dies die gewöhnliche Nahrung des geringen Volks drey oder vier Monathe hindurch, die ganze Familie lebt davon, und wenn ein Kind zu essen fordert, anstatt

daß

daß man ihm in Deutschland Brod oder Semmel geben würde, giebt man ihm im Orient eine Gurke, die es roh verzehrt, so wie sie abgeschnitten wird. Leute, die viel ermüdende Arbeit haben, wie die Kameelführer und diejenigen, welche die Pferde und Lastthiere bey den Karavanen zu besorgen haben, machen eine Art von Salat aus ihren Gurken, gleich dem, den wir unsern Pferden geben würden. Wenn Sie an dem Bestimmungsort ankommen, wo die Karavane anhalten soll, so nehmen sie ein großes Becken, welches sie mit Wasser anfüllen, worinn sie etwas geronnene Milch schütten, welche schon sauer ist, und sie schneiden eine Menge Gurken in große Scheiben, die sie hineinwerfen. Es ist ein Vergnügen, sie essen zu sehen. Unter zehn oder zwölf Personen, die sich um dieses Becken oder um diesen Napf herumstellen, ist nur ein Löffel, welcher bey der Tischgesellschaft herumgeht, und den jeder nach der Reihe nimmt, bis der Napf leer ist. Wenn dies Gericht verzehrt ist, trinken sie Wasser, und diejenigen, die das Vermögen dazu haben, trinken eine Tasse Kaffee, oder rauchen eine Pfeife Taback.

Es haben aber die Gurken im Morgenlande eine ganz besondere Güte und angeneh-

nehmen Geschmack, und ob man sie gleich roh ißt, so thun sie doch niemals Schaden. Die Geschichte der Gurken, welche den grausamen Tod von sieben Kammerpagen des Großherrn verursachten, ist vielleicht nur wenigen bekannt, oder es wissen nur wenige, warum die Kammerpagen nicht mehr in die Gärten gehen dürfen. Sultan Mahomet II. als er einst in den Gärten des Serail, von seinen Pagen begleitet, spatzieren gieng, wunderte sich, als er einige Gurken sahe, welche schon sehr schön und nach Maßgabe der Jahreszeit schon sehr weit in ihrer Reife gediehen waren. Da er ein großer Liebhaber war, so empfahl er sie dem Bostangibachi, der sie alle Tage zählte, und mit Ungeduld wartete, daß einige reif werden möchten, um sie dem Großherrn zu überreichen. Als er einige Tage hernach die Gurken untersuchte, fand er, daß man drey oder vier Gurken von denen, die beynahe reif waren, gestohlen hätte, und nachdem er eine genaue Untersuchung mit denen anstellte, welche diese Verwegenheit gehabt haben konnten, erfuhr er, daß nur die Kammerpagen an diesem Tage in den Gärten gewesen waren. Er stattete sogleich seinen Bericht davon an den Großherrn ab, der darüber in den hef-

heftigsten Zorn gerieth, und, weil keiner von den Pagen die Sache gestehen wollte, durch eine unerhörte Grausamkeit, wovon man noch kein Beyspiel hat, sieben von denselben die Bäuche aufschneiden ließ. Die gestohlne Frucht fand sich in dem Bauch des siebenten von diesen unglücklichen Jünglingen, welcher sich nicht unterstanden hatte, seinen Fehler zu gestehen, und welcher glaubte, daß der Zorn des Sultans nicht so weit gehen würde. Seit dieser Zeit und zum Andenken einer so seltsamen Handlung dürfen die Pagen nicht mehr in die Gärten des Serails gehen, denn was ein Regent verordnet hat, wie ich schon bey einer andern Gelegenheit bemerkt habe, wird nie von dessen Nachfolgern widerrufen, welche gegen die Edikte ihrer Vorfahren diesen Respekt beweisen.

Mitten in der großen Allee, welche vom Serail nach dem Seethore geht, nach Skudaret zu, sieht man eine viereckichte Pyramide auf einem Fußgestell, welche vier Menschen Mühe haben würden, zu umspannen. Um das Fußgestell herum hat man Strauchwerk wachsen lassen, und vermuthlich in der Absicht, damit man sich denselben nicht nähern könne. Von oben bis un-

ten an der Pyramide ist alles mit Figuren angefüllt, denen man die Köpfe abgebrochen hat, und man kann aus den Ueberbleibseln schließen, daß eine sehr schöne Figur nebst Kopf oben drauf gewesen seyn mußte, um das Werk zu krönen. Diese Pyramide ist der Säule des Trajans in Rom ähnlich, und wenn man beyde sieht, sollte man glauben, daß sie von einem und eben demselben Meister wären.

Alle Springbrunnen in den Gärten haben ihre marmornen Becken von verschiedenen Farben. Neben einem jeden ist eine Art von kleiner Erhöhung oder Gerüste, welche man mit reichen Tapeten und seidenem Zeuge bedeckt, wenn der Großherr da spatzieren gehet; nur alsdenn läßt man die Springbrunnen spielen, womit er oft den Sultaninnen, die ihm Gesellschaft leisten, ein Vergnügen macht. Zwey tausend Bostangis sind zur Bearbeitung dieser Gärten bestimmt, und ohngeachtet dieser Menge von Leuten, ist doch zwischen den türkischen Gärten und zwischen den Gärten der europäischen Nationen, sonderlich der Deutschen, Franzosen und Italiäner ein großer Unterschied.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Von den Fürsten, welche der muhamedanischen Religion in Europa, Asien und Afrika zugethan sind.

Da ich in dem Vorhergehenden so oft der muhamedanischen Religion zu erwähnen Gelegenheit gehabt habe, so ist es wohl der Mühe werth, zu zeigen, wie weit sie sich in den vier Theilen unsers großen Erdstrichs auf dem festen Lande erstreckt; denn der Muhamedismus hat nie in den Ländern Fuß gefaßt, die erst seit einigen Jahrhunderten entdeckt worden sind. Ich will mich hier nicht auf **Muhameds** Lehrsätze einlassen, wovon viele andere schon geschrieben haben, sondern nur dem Leser gleichsam eine geographische Karte von allen Ländern in Asien, **Europa** und Afrika darbieten, welche von den Anhängern des **Muhameds** bewohnt werden. Obgleich die Meynungen ihrer Lehrer, was die Auslegung des Gesetzes betrift, sehr verschieden sind, und es hauptsächlich zwo große Sekten giebt, die Sekte des **Mu-**

hameds, welches der Stamm ist, und die Sekte des Ali, eines seiner vornehmsten Nachfolger, so kommen doch diese beyden Hauptsekten und die besondern Sekten, die aus jenen herfließen, in den wesentlichsten Punkten, die jeder Muselmann nach seinem Gewissen zu halten und zu beobachten verbunden ist, überein. Ich habe schon etwas davon gesagt, als ich des fünfmaligen Gebets erwähnte, welches die Türken nach ihrem Gesetz täglich zu thun unausbleiblich verbunden sind, und die Wallfahrt nach Mekka ist ein Haupterforderniß der muhamedanischen Religion.

Wir haben in Europa keine andere muhamedanische Fürsten, als den türkischen Kaiser, und den Cham der kleinen Tartarey: aber in Asien giebt es deren mehrere, welche sehr mächtig sind, und große Länder besitzen. In Asien erstreckt sich das Gebiet des Großherrn bis jenseits der Urquellen und der Mündung des Tygris und gegen Norden bis an die Länder der Mingrelier. Wenn man nun der Reihe nachgeht vom Abendlande bis zum Morgenlande, so muß man nächst dem Großherrn die Beherrscher der drey Arabien zu Muhameds Anhängern zählen. Der König

nig von Persien, der große Mogul, der König von Visapour, der König von Golconda, die Könige von der malabarischen Küste, worunter der vornehmste der von Komorin ist; der große Cham der Tartarey und die Könige vom Gebirge aus Norden eben der Tartarey, die sich nach China begeben haben, alle diese Könige und Fürsten, sage ich, folgen der Lehre Mahomeds.

In den orientalischen Inseln sind der König der Maldiver, der König von Achem, oder Sumatra, der Kaiser von Java, der Kaiser von Bantam auf eben der Insel, und der König von Macasser sind alle Muhamedaner.

Von dem ältesten Prinzen des Kaisers von Java, welcher im Jahr 1648. regierte, erzählt man als etwas sonderbares, daß er sechs Finger und sechs Zehen, alle von gleicher Länge gehabt habe.

Die Könige von Persien, von Visapour und von Golconda folgen der Sekte des Ali, und die Könige der tartarischen Gebirge haben auch besondere Sekten. Ueberdies muß man bemerken, daß außer

dem Großherrn, dem König von Persien, den arabischen Fürsten, und dem Cham der großen Tartarey, alle andern Könige, die ich genannt habe, keine andere, als abgöttische Unterthanen haben, und daß das ganze gemeine Volk in der Finsterniß des Heidenthums begraben liegt. Die großen Herren aber nebst allem, was zum Soldatenstande gehört, folgen der Lehre Mahomets.

In Afrika giebt es einen muhamedanischen König, der längst der Küste von Abex herrscht, woraus man die Aussicht nach dem glücklichen Arabien bis an das Kap von Guardefu hat, und seine Herrschaft erstreckt sich über das rothe Meer und über den Ocean. Die Statthalter, welche der Großherr in Aegypten und auf den Inseln des rothen Meers hält, und diejenigen, die er längst der Küste der Barbarey zu Tripoli, Tunis und Algier eingesetzt hat, welche den Titel Könige annehmen, sind auch alle Muhamedaner, und endlich ist der König von Fez und Marokko ein Anhänger des falschen Propheten.

Alle diese Könige und Fürsten kommen vornämlich in diesem Punkt überein, daß sie sich für verpflichtet halten, alle Jahre ein

ein Geschenk nach **Mekka** zu schicken, welches gewöhnlich in reichen Tapeten besteht, womit das Grab **Mahomets** bedeckt wird. Zuweilen werden dergleichen Geschenke bey Gelegenheit eines besondern Gelübdes gemacht. Einst war **der große Mogul** krank, und, da er genesen war, so schickte er, um dem Propheten, für die Wiedererlangung seiner Gesundheit zu danken, nach **Mekka** einen **Koran**, der vierhundert tausend Thaler geschätzt wurde, mitten auf dem Deckel befand sich ein Diamant von drey Karat, und das übrige war mit verschiedenen Edelgesteinen auf beyden Seiten ausgeschmückt. Die Gelegenheit zu diesem Geschenk war die Furcht, die ihm ein Geistlicher einjagte, der ihm sagte, er würde sterben, noch ehe ein Jahr vergienge, welches aber doch nicht eintraf. Der König gerieth bey dieser unglücklichen Vorhersagung in Zorn, und er fragte den Geistlichen ziemlich derb, ob er denn die Zeit seines eigenen Todes genau bestimmen könnte? der Geistliche antwortete: in drey Tagen würde er sterben; dies erfolgte in der That zu des **Moguls** großer Verwunderung, und veranlaßte ihn, für sich selbst ein ähnliches Schicksal zu fürchten. Dies bewog ihn, ein Geschenk von so großem Werth

nach **Mahomets** Grab zu schicken, um für die Gnade erkenntlich zu seyn, die er ihm dadurch erwiesen hatte, daß die Weissagung des Braminen falsch befunden wurde, indem der König nicht einmal recht krank gewesen war.

Ich muß hier, nachdem ich im vorhergehenden Theil von der Wallfahrt nach **Mekka**, von dem Zelt und von der Tapete, welche der Großherr alle Jahre hinschickt, geredet habe, noch etwas von den verschiedenen Wegen nachholen, welche die Karavanen nehmen, nach den verschiedenen Gegenden der Welt, aus welchen alle Jahre große Haufen Muhamedaner abreisen.

Zuerst begeben sich die Gesandten, welche die Könige der vorbenannten Inseln, und die Könige von **Indien** jenseit des **Ganges** an den **Scheck** von **Mekka** mit ihren Geschenken schicken, zur See nach **Mocha**, einer Seestadt des glücklichen **Arabiens**, und von da nach **Mekka** auf Kamelen.

Die Perser, welche am Meer entlängst wohnen, gehen auf **Ormus** oder auf **Bandar** zu, und nachdem sie über den Meerbusen gegangen sind, welcher an diesem Ort nur zwölf bis dreyzehn französische Meilen breit ist, durchstreichen sie Arabien

bien, um sich in die Stadt des Propheten zu begeben. Aber die aus dem obern Persien nach dem Kaspischen Meer zu und alle Tartarn kommen nach Tauris und von Tauris nach Allepo, von wo große Karavanen abgehen, welche die Wüsten durchwandern, und die Pilgrimme nach Mekka bringen. Einige nehmen den Weg nach Babylon, aber nur selten, weil der Bassa einen Tribut von ihnen fordert, und vornämlich von den Persern, die von den Türken für Ketzer gehalten werden; dieser Umstand bewegt den König von Persien, seinen Unterthanen diesen Weg über Babylon zu verbieten, weil er sich gegen dem Türken etwas einbildet.

Demohngeachtet nehmen einige Perser, die unter allen die heiligsten und eifrigsten seyn wollen, den Weg nach Babylon, weil sie derselbe zugleich zum Grabe ihres Propheten Ali führt, welches nur acht Tagereisen von Babylon entfernt ist. Babylon, das ehedem so mächtige, reiche und blühende Babylon, ist jetzt der elendeste Ort unter allen Oertern der Welt, der nur sehr schlechtes Wasser aus gewissen Brunnen und aus einem Kanal hat, den Cha-Abas, aus dem Euphrat führen ließ, den man aber gänzlich hat zu Grunde

gehen lassen. Wenn man daselbst gutes Wasser trinken will, so muß man es fünf oder sechs Tagereisen herholen; und der falsche Prophet legt seinen andächtigen Verehrern diese Beschwerlichkeit auf, daß er sie so weit herkommen läßt, um vor Durst zu sterben, und eine so schlechte Herberge zu haben.

Was die arabischen Fürsten betrift, so haben sie eben nicht sehr weit zu reisen, weil sie dem Grabe Mahomets am nächsten sind.

Die Europäischen Mahomedaner begeben sich nach Aleppo, um sich an die Karavane anzuschliessen, und die von Afrika gehen nach Kairo, und treffen in der Wüste mit eben der Karavane von Aleppo achtzehn Tagereisen von Medina zusammen, wo man ein Wasser findet, welches durch einen Kanal bis zu dieser Stadt während der achtzehn Tagereisen gehet. Sie glauben einer alten Tradition zufolge, daß dieses Wasser von ihrem Propheten Mahomet gefunden wurde, als er mit seinem Kriegsheer, welches vor Durst sterben wollte, durch die Wüsten gieng, und daß, da er zuerst davon trinken wollte, eine Stimme aus dem Wasser gekommen wäre, welche gerufen hätte: **Prophet, du wirst es bitter finden.** Er habe auf diese Stimme

me geantwortet: Wir wollen alle davon trinken, denn ich weiß, daß es süß ist, und wollte Gott, wir fänden immer solches Wasser. Darauf hätte die Stimme zum zweytenmal gerufen: Prophet, befiehl nur, ich werde dir folgen, und alsbald, nachdem der Prophet geredet hätte, wäre ein Kanal unter der Erde entstanden, der ihm bis nach Medina gefolgt wäre. Von Damas, von Jerusalem, und von Kairo zählt man vierzig Tagereisen bis nach Medina, und bey der zwey und zwanzigsten Tagereise trift man dieses Wasser an. Es geschieht zum Theil, um dieses Wunderwasser zu sehen, welches der Prophet versüßt hat, und welches er achtzehn Tagereise lang fließen ließ, daß ein so großer Zusammenfluß von Völkern aus allen Gegenden der Welt sich an jene Oerter hinbegiebt; es giebt keinen Muhamedaner, so entfernt er auch seyn, und so wenig er auch Gesundheit und Vermögen besitzen mag, der nicht einmal in seinem Leben in Person nach Mekka gehen, oder doch jemanden an seiner Statt hinschicken sollte.

Nachdem die Pilgrimme sich einige Tage in Medina aufgehalten haben, begeben sie sich nach Gebel-Araffa, das heißt, an

den

den Ort, wo die Türken glauben, daß Adam seine Frau Eva fünf hundert Jahr, nachdem sie Gott erschaffen hatte, fand.

Dies ist eine Stadt in den Gebirgen zwo Tagereisen von Medina, und eine von Emena, welches auch eine Stadt auf dem halben Wege ist. Sobald die Pilgrimme daselbst angelangt sind, so kaufen alle diejenigen, die das Vermögen dazu haben, einen Hammel, um ein Brandopfer zu thun, und es nachher unter die Armen zu theilen, indem sie nicht mehr, als zwey Pfund, für sich behalten können. Wenn sie darinn einen Fehler begiengen, und man es erführe, so dürften sie in ihrem ganzen Leben sich nicht den Kopf scheeren, noch sich die Nägel beschneiden. Von Gebel=Araffa kehren sie nach Medina zurück, wo man die Zeit in Rechnung bringt, zu welcher die Karavane daselbst angelangt ist, weil alle Pilgrimme, die zu Lande ankommen, wie ich schon an einem andern Ort gesagt habe, siebenzehn Tage ernährt werden; diejenigen aber, welche zu Wasser kommen, werden die ganze Zeit über, da sie sich daselbst befinden, in Speise und Trank erhalten, und wenn sie auch ihre ganze Lebenszeit hindurch dableiben sollten. —

Ende des zweyten Theils.

Nach-

Nachtrag
zu den
Galanterieen der Türken.

Da ich bisher nicht allein von dem Wohnort des Verlegers, sondern auch von dem Druckort und von demjenigen, wo die Kupfer gestochen worden, entfernt gelebt: so habe ich mit dem Verleger wegen der Anzahl der zu meinem Buche gehörigen Kupfer von wirklich darinn vorkommenden Personen keine bestimmte Abrede nehmen können. Bey meiner Zurückkunft hieselbst hab ich mit Verwunderung wahrgenommen, daß derselbe eine weit größere Anzahl von Kupfern zu dem Werke besorgt hat, als eigentlich nöthig war. Dies wird nun dem Leser natürlicher und billiger weise eine Inkonvenienz zu seyn scheinen, und dies um so mehr, da von vielen der gedachten Kupfern im Buche selbst nicht ein Wort gesagt ist, auch nach meinem Plan und nach meiner Absicht nicht gesagt werden konnte.

Ich kann nun für meine Person dieser Inkonvenienz, da die Sache einmal nicht

zu ändern, und das Geld für die Platten ausgegeben ist, nicht anders abhelfen, als daß ich in diesem Nachtrage ein kurzes Verzeichniß von denjenigen Kupfern beyfüge, die zwar hin und wieder in meinem Buche stehen, von denen aber nicht eine Silbe gesagt ist. Der Leser wird es vermuthlich so genau nicht nehmen, zumal, da es eben nichts seltenes ist, daß man in verschiedenen, großen und kleinen Büchern sehr oft Kupfer antrift, von denen man nicht weiß, was sie eigentlich sagen wollen, und wo sie eigentlich hingehören.

Die Kupfer also, von denen man in meinem Buche keine nähere Belehrung antrift, sind folgende:

1) Deli, Spaßmacher des Großherrn. Ich würde dieses Hofnarren des türkischen Kaisers in meinem Buche erwähnt haben, wenn ich nicht zweifelhaft gewesen wäre, ob auch noch jetzt der regierende Kaiser sich einen solchen Spaßmacher hielte, da auch in der Türkey gegenwärtig mehr Aufklärung herrscht, als ehedem, und da die Hofnarren, diese unnützen und müßigen Geschöpfe, die mehrmals mit den sogenannten Hofpoeten in einer Person vereinigt waren, an allen europäischen Höfen abgeschaft sind. Es ist kaum glaublich, wenn man die elenden Türlüpinaden, Gaukeleyen, und groben,

auch

auch wohl schmutzigen Witzeleyen bedenkt, woran diese Hofnarren der vorigen Zeit so ergiebig waren, daß grosse, regierende Herren, deren Amt und Würde so vielen Ernst erfordert, an solchen Alfanzereyen haben Vergnügen finden, und diese Müßiggänger, welche die Sitten des Volks verdarben und nur den Hofleuten schmeichelten, haben ernähren können.

2) Der Guardian oder Sklavenaufseher. Manchem wird es vielleicht nicht unangenehm seyn, einen Kupferstich von diesem fürchterlichen Manne, gegen den unsre härtesten Zuchtmeister Engel sind, in diesem Buche zu sehen; es gehörte aber nicht zu meinem Plan, da ich von den Galanterieen der Türken und nicht von ihren Grausamkeiten, oder von der Art, wie sie mit ihren Sklaven, sonderlich mit den Christensklaven umgehen, schreiben wollte, von diesem Guardian, dem Schrecken der armen Gefangenen, zu reden.

3) Ein türkischer Galeerensklave, war auch kein Objekt meines Buchs.

4) Ein Christensklave: dieser eben so wenig.

5) Ein Sklave des Großherrn. Diese armen Geschöpfe pflegt der Sultan zu den härtesten Diensten, sonderlich bey der Jagd, wenn er ein Liebhaber davon ist, zu mißbrauchen. Man weiß, daß Mahomet IV. diese armen Teufel ärger, als seine Jagdhunde, gehetzt, und sie so angegriffen hat, daß ihrer zu funfzig, bis sechzig in einer Nacht gestorben sind.

6) Ein schwarzer Verschnittener. Von diesem hab ich ausführlich geredet.

7) Eine schwarze Sklavinn. Von dieser ist nichts erwähnt.

8) Eine Türkinn in Hausbeschäftigung, gehörte auch nicht eigentlich zu den Galanterieen der Türken; denn bey einer ehrbaren Matrone, die ihre Küche und ihr Hauswesen bestellt, ihre Kinder erzieht, u. s. w. läßt sich nicht viel galantes denken.

9) Eine Türkinn ins Bad gehend, könnte noch eher unter die Rubrik der Galanterieen gehören.

10) Eine weiße Christensklavinn.

11) Alley = Tschaus.

12) Jengitscher = Tschaus.

13) Kaiserlicher Reitknecht.

14) Mataratschi.

15) Janitschar in Kampagne = Equipage.

Wenn ich von allen diesen Personen umständlich hätte reden, und mich auf die ganze, politische Einrichtung der Türken einlassen wollen, so hätte ich wenigstens ein Buch von mehreren Alphabeten schreiben müssen. Der Deli, oder Spaßmacher des Großherrn kann, weil ich doch nun ein paar Worte von ihm und seinen Herrn Kollegen gesagt habe, seinen Platz in diesem Nachtrage finden.

Der Verfasser.

Anhang

welcher

in einem kurzen Auszuge

die Geschichte

einer vornehmen

türkischen Frauensperson

enthält,

die

als eine verkleidete Mannsperson

in Europa

bey den Waffen ihr Glück und ihren Tod

gefunden hat.

Prolog.

Obgleich die Geschichte, woraus ich hier einen kurzen Auszug liefere, mit dem Vorhergehenden, mit den Galanterieen der Türken, keinen nothwendigen Zusammenhang hat: so läßt sich doch auch leicht eine natürliche Verbindung zwischen diesem sogenannten Appendix und dem Vorhergehenden denken. Denn die Heldinn dieser Geschichte war auch galant, und eben ihre Galanterie verleitete sie, weil ihr das Glück in der Liebe nicht günstig war, oder wenigstens nicht bald ge-

nug ihr Vorhaben begünstigte, und sich ihren Wünschen gemäß verhielt, zu dem kühnen Entschluß, ihr Geschlecht zu verleugnen, Männersitte und Männersprache anzunehmen, und mitten unter dem Geräusch der Waffen Ehre und ferneres Fortkommen zu suchen.

Die Sache wird denen vielleicht eine Fabel zu seyn scheinen, die nicht wissen oder erwägen, daß mehrere Beyspiele von mannhaften Frauenzimmern vorhanden sind, die, weil sie an der sitzenden, eingezogenen Lebensart, an den Tändeleyen und Ausschweifungen der Liebe, und an weiblichen Beschäftigungen überhaupt kein Vergnügen finden konnten, sich ein männliches Ansehen gegeben, und im Kriege sich hervorgethan, und ihr Glück gemacht haben.

Man darf sich nur, ohne eben Beyspiele der neueren Zeit, die wirklich vorhanden sind, mühsam aufzusuchen, an die Amazonen, diese Heldinnen der alten Welt erinnern, von denen die Geschichte sagt, daß sie nur eine Brust gehabt hätten, weil die andere ihnen abgeschnitten war: so wird man auch die gegenwärtige Erzählung nicht ungereimt, oder unglaublich finden.

Ueberhaupt treffen wir im menschlichen Leben, wenn wir auf den Gang der Natur

und auf ihre mannichfaltigen Produkte und Mißgeburten oder Karrikaturen merken, so manches weibliches Geschöpf an, welches blos die äußerlichen Gliedmaßen vom männlichen Geschlecht unterscheidet, dessen Ton, Anstand, Gang und Sinnesart ganz männlich ist, und welches gleichsam zu den Spielwerken der Natur gehört, wie es dagegen auf der andern Seite auch Mannspersonen giebt, die so weibisch, so wenig gesetzt sind, daß man sie, wenn man ihnen eine Haube aufsetzen, und sie äusserlich metamorphosiren wollte, schwerlich von andern Weibspersonen unterscheiden würde.

Es kann seyn, daß ich diese Geschichte eines vornehmen türkischen Frauenzimmers, wovon ich hier nur ein Bruchstück, eine unvollendete Skizze liefere, noch einmal genauer bearbeite, und sie dem Publikum vollständiger übergebe; und dann wünsche ich, daß mich meine Mühe, und den Leser sein Geld und sein Zeitaufwand nicht gereuen möge. Leipzig, im Februar 1783.

Der Verfasser.

Die Heldinn, deren Geschichte ich hier kürzlich beschreiben will, war die Tochter eines vornehmen und reichen Bassa, der bey dem damaligen Großherrn in Gnaden stand. Die Natur hatte sie zu dem vollkommensten Frauenzimmer gebildet, und sie nicht allein mit allen körperlichen Reizen, sondern auch mit großen Verstandesfähigkeiten begabt; ihr Name hieß Selimah, und sie war unter mehreren Kindern, männlichen und weiblichen Geschlechts die Lieblinginn ihres Vaters, dem sie oft, wenn er von den Geschäften seines Amts ausruhete, durch allerley drollichte Einfälle und selbsterfundene, launigte Erzählungen die Zeit vertrieb. Der alte Bassa ließ ihr daher auch allen Willen, und gestattete ihr Freyheiten, die er den andern Kindern nicht würde erlaubt haben.

Ihr Körper war zwar ein Muster der weiblichen Schönheit; sie war aber bey aller anscheinenden Zärtlichkeit, die dem weiblichen Geschlecht eigen zu seyn pflegt, sehr stark und robust, und würde es mit vielen von unserm Geschlecht, die ihre Stärke nicht zu brauchen wissen, aufgenommen haben.

Kaum hatte sie das dreyzehnte Jahr erreicht, so entdeckte man schon bey Selimah eine starke, unwiederstehliche Neigung zu den Waffen, und ein ausnehmendes Vergnügen an kriegerischen Uebungen, so daß sie eher ein Gewehr abschießen, als mit dem Spinnrocken oder mit der Nähnadel umgehen konnte; sie wußte sich verschiedene Gattungen von Waffen mit unglaublicher Geschicklichkeit zu bedienen; sie liebte auch die Jagd, und wenn sie etwas zu ihrem Stande, zu ihren weiblichen Bedürfnissen, oder zur muhamedanischen Religion gehöriges lernen sollte, so mußte man ihr erlauben, ein Paar Tage auf die Jagd zu gehen. Ihre Aeltern, und besonders der alte Bassa belustigten sich darüber, bis es sich einst zutrug, daß sie auf eine Menge Tauben schoß, die in einer mit Getraide angefüllten Scheune waren; worauf unglücklicher weise die Scheune Feuer fieng, und ein Theil derselben wegbrannte, ohngeachtet der schleunigen Hülfe, die man anwandte, worüber der Bassa sehr unwillig war, daß er seine Tochter einige Tage nicht sehen wollte; sie wußte ihn aber bald wieder gut zu machen. Sie durfte sich nur krank stellen, und das Bette hüten, so ließ der Alte seinen ganzen Zorn schwinden.

Ob nun gleich Selimah ihrem Vater versprochen hatte, künftig in dem Gebrauch der Waffen vorsichtiger zu seyn, und sich derselben, da es Personen ihres Geschlechts nicht zieme, so viel möglich, zu enthalten, so konnte sie doch, wenn sie sich gleich eine Zeitlang Gewalt anthat, ihrer angebornen Neigung nicht lange widerstehen, und es ereignete sich bald ein Vorfall, der noch trauriger, als der vorhergehende war.

Beyläufig muß ich anmerken, daß zu eben der Zeit, da die Liebe zu den Waffen und das Wohlgefallen an männlichen, kriegerischen Uebungen Selimah's ganze Seele einzunehmen, und jede andere Leidenschaft aus derselben zu verdrängen schien, sich wider alles Vermuthen die Liebe zum männlichen Geschlecht in ihrer Seele entflammte, wozu der unvermuthete Anblick eines jungen, feurigen, und wohlgebildeten Gelehrten Gelegenheit gab, der aus Deutschland gebürtig war, und den der schwedische Gesandte als seinen Gesellschafter mitgebracht hatte, um auf den Fall, daß sein Gesandtschaftssekretair krank würde, dessen Stelle vertreten zu können. Er wurde öfters von seinem Principal in das Haus des Bassa in gewissen Geschäften geschickt, und da hatte er Gelegenheit, die schöne und herz-

hafte

hafte Selimah zu sehen, die sogleich von ihm eingenommen ward, und er wurde an seinem Theil nicht minder von ihren Reizen gefesselt. Obgleich das türkische Frauenzimmer sonst sehr eingeschränkt ist, und sehr eingezogen, entfernt von dem Umgange mit Mannspersonen, leben muß; so hatte Selimah, wie ich schon vorhin erwähnt habe, weit mehr Freyheit, als andere Personen ihres Geschlechts und Standes, weil ihre Aeltern ihr nichts Schlimmes zutrauten. Daher konnte sie oft den deutschen Gelehrten, der sich Wiedemann nannte, und von sehr guter Familie war, sehen und sprechen, und, weil sie etwas Französisch verstand, ihm ihre Neigungen und Gesinnungen zu verstehen geben, der nichts unterließ, um sich ihrer Liebe und Achtung immer würdiger zu machen. Selbst der alte Bassa konnte diesen jungen Menschen wegen seines artigen, einschmeichelnden Wesens und wegen seiner wohlgebildeten Leibesgestalt gut leiden, und hatte sein Wohlgefallen daran, wenn er seine Tochter einige Minuten mit demselben in einer fremden Sprache verplaudern sah. Ich werde bald Gelegenheit haben, von dieser angehenden Liebesintrigue und ihren Folgen mehr zu sagen.

Wiedemann hätte sein Geheimniß bald gegen den Gesandten verrathen, denn er war immer, wenn er aus dem Hause des Bassa zu ihm zurückkam, um ihm von dem aufgetragenen Geschäft Antwort zu bringen, ganz außerordentlich vergnügt, und bisweilen sehr zerstreut, wenn er ihm auf vorgelegte Fragen antworten sollte. Einst fragte ihm der Gesandte nach der Ursache seiner besondern Aufgereimtheit. Er antwortete: es sey seine Art so, immer vergnügt zu seyn, und außerdem werde er von dem Bassa immer so gnädig empfangen, und wegen seiner geringen Talente mit so großen und schmeichelhaften Lobsprüchen belegt, daß dies seine von Natur vergnügte Gemüthsart vermehre. Diese Antwort mußte sich der Gesandte einstweilen gefallen lassen. Wir kehren zu Selimah und zu dem unglücklichen Vorfall zurück, der ihrem Schicksal eine ganz andere Wendung und ihr Gelegenheit gab, ihre starke Neigung zu den Waffen zu befriedigen.

Der Bassa, Selimah's Vater, hatte drey Söhne, wovon der älteste, zur Verbesserung seiner Gesundheitsumstände, auf Reisen gegangen war. Seine Zurückkunft ver-

verursachte der ganzen Familie und besonders dem alten Bassa große Freude, denn wirklich hatte die Reise seine schwachen Nerven gestärkt, und seine verlornen Kräfte wieder hergestellt. Dieser junge Mensch war, wie sein Vater, und seine Schwester, ein Liebhaber der Jagd, und belustigte sich damit einige Tage nach seiner Zurückkunft hinter einander. Selimah sahe ihn niemals auf die Jagd gehen, ohne grausame Unruhen zu verspüren, denn sie hatte ihren Aeltern, die für ihr Leben und für ihre Gesundheit besorgt waren, versprechen müssen, auch in dieser Art des Vergnügens sich zu mäßigen, und seine Zurückkunft beunruhigte sie noch mehr: sie fiel sogar auf kindische Einfälle, indem sie befürchtete, weil er immer viel Wildpret mit nach Hause brachte, es möchte nichts mehr zu schießen übrig bleiben.

Einst, da der alte Bassa mit seinem Sohn auf die Jagd gegangen war, kam ein Bauer (dieser Bassa hatte zugleich die Aufsicht über die nächsten Dorfschaften) und beklagte sich über den großen Schaden, den ein wildes Schwein in seinem Getraide anrichtete; er bat zugleich, man möchte doch jemanden hinschicken, um das Unheil

zu

zu verhüten, welches das Thier verursachte, indem er versicherte, daß er allemal beym Anbruch der Nacht hingienge, um es zu verscheuchen. Die Gemahlinn des Bassa hieß ihn nach Hause gehen, und versprach ihm, daß dem Uebel gesteuert werden sollte.

Selimah verlor nicht ein Wort von dem Bericht des Bauern, und ohne ihrer Mutter etwas davon zu sagen, aus Furcht, sie möchte sie von ihrem Vorhaben abhalten wollen, lud sie ihr Gewehr mit zwey Kugeln, und beym Einbruch der Nacht begab sie sich in die Gegend, welche der Bauer ihr angezeigt hatte; wo sie, um ihren Schuß desto weniger zu verfehlen, auf einen Baum stieg, der nicht weit von dem Getraide entfernt war, in der Entschließung, das wilde Schwein zu erwarten. Eben dieser Bauer begegnete gegen Abend den Sohn des Bassa, der von der Jagd zurückkam, und ertheilte ihm eben die Nachricht von den Verheerungen des wilden Schweins auf seinem Acker. Dieser wollte eine so schöne Gelegenheit nicht verlieren, kehrte gleich wieder um, gieng auf den Acker, weil er befürchtete, zu spät angekommen zu seyn, so schlich er sich, so sacht er konnte, durch das Getraide, und

war-

wartete beynahe eine halbe Stunde auf das wilde Schwein. Endlich wurde er ungeduldig, und wollte sich wegbegeben: seine Schwester, die auf dem Baum stack, konnte die Gegenstände nicht mehr recht unterscheiden, wegen der Dunkelkeit sowohl, als wegen der Höhe der Getraides, sie zweifelte nicht, daß das, was sich im Getraide bewegte, das wilde Schwein wäre, und ohne Zeitverlust schoß sie los, und tödete ihren Bruder, der laut zu schreyen anfieng, um sich Hülfe zu schaffen, wodurch die unglückliche Selimah, die sich schon freuete, das wilde Schwein erlegt zu haben, so sehr beunruhigt wurde, daß sie vom Baum herunterfiel, und sich beynahe den Hals gebrochen hätte. Der Herr des Getraides kam auf den Schuß herzugelaufen, und traf sogleich die bedauernswürdige Selimah an, die ganz in Verzweiflung war, und vor Wuth sich selbst zerfleischte. Der Bauer glaubte, das wilde Schwein hätte sie verwundet, und nachdem er verschiedene Fragen an sie gethan hatte, worauf sie nicht antwortete, so hob er sie auf, und half ihr einige Schritte gehen. Da sie nun im Stande war, ohne Beystand zu gehen, so befahl sie ihm, mit größter Eilfertigkeit den Bassa zu benachrichtigen, daß

sein

sein Sohn im Sterben wäre, nachdem ihn das wilde Schwein sehr gefährlich verwundet hätte; und hierauf machte sie sich mit vieler Geschwindigkeit davon, ohne zu wissen, wo sie eigentlich hingehen sollte, denn in das Haus ihrer Aeltern durfte sie sich nicht begeben, weil sie den Zorn ihres Vaters scheute, der in allen seinen Leidenschaften sehr heftig war, und leicht von der wärmsten Liebe, wenn andere Umstände eintraten, zur fürchterlichsten Rache übergieng.

Nachdem sie eine Stunde lang gegangen war, kam sie an ein Landgut, ohnweit Konstantinopel, welches einem ihrer nächsten Anverwandten zugehörte, der als eine Privatperson lebte, und ein sehr reicher Mann, aber auch sehr dienstfertig und bereitwillig gegen alle Hülfsbedürftige war.

Dieser Anverwandte wunderte sich sehr, seine Nichte Selimah so voller Thränen, und zu so ungelegener Zeit, (es war schon sehr spät) bey sich ankommen zu sehen. Nachdem sie sich ein wenig erholt und etwas Stärkendes zu sich genommen hatte, erzählte sie ihm ihre unglückliche Begebenheit, soweit die Unordnung und Verwir-

rung,

rung, worinn sie sich befand, ihr solches zuließ. Selimah's Vetter setzte sich gleich zu Pferde, und kam in dem Pallast des Bassa an, als man eben den todten Körper des jungen Menschen brachte, der durch die Hand seiner eigenen Schwester ums Leben gekommen; er hatte, aus Mangel der Hülfe, viel Blut vergossen, und war in den Armen des Wundarztes, der ihm den ersten Verband auflegte, gestorben. Alles war in dem Hause des Bassa in so großer Verwirrung, daß der Vetter desselben, zu dem Selimah ihre Zuflucht genommen hatte, nichts von der Wahrheit dieses traurigen Vorfalls erfahren konnte. Ob man gleich die beyden Kugeln in dem verblichenen Körper fand, so behauptete doch jedermann, er wäre von dem wilden Schwein getödtet worden.

Da der Bassa und seine Gemahlinn Selimah nicht fanden, so geriethen sie bald auf die Vermuthuug, daß sie diesen Streich gemacht hätte, und ob sie gleich überzeugt waren, daß es so unschuldiger weiße geschehen wäre, so ließ sich doch der Bassa sehr von seinem Schmerz und von seiner Wuth einnehmen, daß er seine Tochter in verschiedenen Häusern und Gegenden,

die

die Pistole in der Hand, aufsuchte, um sie, so lieb er sie hatte, seinem Zorn aufzuopfern. Sein Vetter, **Selimah's** Schutzgott, der davon benachrichtigt wurde, lief ihm nach, und sagte ihm alles, was man bey einer solchen Gelegenheit sagen kann, brachte ihn auch glücklich in seine Wohnung zurück, wo er vergeblich verschiedene unzulängliche Gründe brauchte, um ihn zu trösten. Es kamen zwey **Imans** (Priester) bey der Nachricht von dieser traurigen Begebenheit herzugelaufen, und der Vetter des Bassa überließ ihnen die Sorge des Trostamts, und begab sich nach Hause, um **Selimah** von dem Tode ihres Bruders zu benachrichtigen, und ihr zugleich die Verzweiflung ihrer Aeltern und die Gefahr, worinn sie sich befände, zu schildern, wofern ihr erzürnter Vater ihren Zufluchtsort entdecken sollte; doch versicherte er sie, er wolle sie beschützen, und sie niemals verlassen.

Zwey Tage hernach kehrte er wieder nach **Konstantinopel**, zu dem Bassa, seinem Anverwandten, zurück, und wunderte sich sehr, da er sahe, daß die Zusprache und die Ermahnungen der Geistlichkeit weder den Schmerz, noch den Zorn

des

des Bassa gemindert hätten, und daß er immer noch bey dem Entschluß beharrte, seine Tochter umzubringen, daß er sogar seine Frau nicht mehr sehen wollte, weil sie sich hatte von Mutterliebe überwinden lassen, und ihm etwas zum Vortheil der unglücklichen **Selimah** gesagt hatte. Dies nöthigte den Vetter des Bassa, mit einigen andern Anverwandten dieses unglücklichen Mädchens zu Rathe zu gehen, und nebst ihnen auf die Mittel zu denken, sie dem Zorn und den Verfolgungen ihres Vaters zu entziehen.

Indeß hatte **Wiedemann**, der auf alles, was seine Geliebte interessirte, aufmerksam war, die in dem Hause des Bassa vorgefallene traurige Verwirrung, den Tod seines ältesten und geliebtesten Sohnes und **Selimahs** schleunige Entfernung erfahren. Lange gab er sich vergebliche Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren. Endlich gieng er an einem schönen Sommertage vor dem Thor spatzieren, und sein Weg, oder sein guter Genius, der Genius seiner Liebe, führte ihn grade zu dem Landhause, welches **Selimahs** Zufluchtsort, und eine gute Stunde von der Stadt belegen war. Er fand die Gartenthür offen stehen,

und wußte nicht, ob er hinein oder vorbeygehen sollte. Ein geheimes Gefühl sagte ihm, daß er seine Geliebte an diesem bezauberten Ort antreffen würde, und ein geheimer Zug trieb ihn an, daß er, aller Besorgnisse auf den Fall seiner Entdeckung ohngeachtet, wirklich ein Herz faßte, und hineingieng. Er war bereits verschiedene Alleen durchstrichen, ohne daß er einen Menschen gewahr ward; der alte Muselmann war wieder nach der Stadt geritten, um sich zu erkundigen, wie es in dem Trauerhause seines Vettern stünde; und wenn dieser nicht zu Hause war, so pflegten sich auch seine Bedienten lustig zu machen. Endlich erblickte er seine schöne Türkinn in einer grünen Sommerlaube ohngefähr in der Mitte des Garten; gedankenvoll dachte sie über ihre Schicksale und über die Entschliessungen nach, welche sie wegen ihrer Sicherheit und wegen ihres künftigen Glücks zu nehmen hätte. **Wiedemann** war bereits bis an den Eingang der Laube gekommen; er wollte sie in ihren Betrachtungen nicht stören, und blieb aus Respekt eine gute Weile in einiger Entfernung stehen. Endlich erwachte sie aus ihrem Traum, sahe erstaunt und entzückt ihren Liebhaber vor sich stehen, und eine feurige Umarmung war

der

der Lohn seiner ehrerbietigen Entfernung und seines geduldigen Harrens.

„Habe ich hier nichts zu befürchten Selimah?„ war nach einigen stummen Komplimenten Wiedemanns Anrede. „Nein, mein Trauter, war die Antwort, mein Onkel ist verreiset, und kömmt vor Abends nicht wieder.„

Hierauf erklärte ihm Selimah, nachdem sie ihm kurz ihr Unglück erzählt hatte, ihr Vorhaben, sich mit der Flucht nach Europa zu retten, weil sie, so nahe bey Konstantinopel, vor den Nachstellungen ihres rachgierigen Vaters, der selten seinen einmal gefaßten Vorsatz änderte, nicht sicher wäre; sie habe ihn, fuhr sie fort, zu ihrem Begleiter bey solcher Flucht bestimmt, indem sie auf seine Treue und Ergebenheit rechnete, und sie wolle selbst die dazu erforderlichen Anstalten machen.

Wiedemann, so sehr er Selimah liebte, war über diesen Vortrag ganz bestürzt, und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte, denn er hatte vor der Hand bey dem Gesandten sein Brod, und konnte

sich auch von ihm in der Zukunft eine Versorgung versprechen; wenn er hingegen Selimahs Flucht befördern half, und mit ihr in die große, weite Welt gieng: so eilte er einem ungewissen und vielleicht traurigen Schicksal entgegen. Indeß siegte die Liebe und der süße Gedanke, Selimah einst ganz und auf immer zu besitzen, und sich ihrer durch das Opfer, welches er ihr brächte, würdig zu machen, über alle diese Vorstellungen. Sie verabredeten mit einander einen Tag zur Flucht, dieses war der Geburtstag des alten Muselmanns, den er immer in Konstantinopel in dem Zirkel seiner Freunde zu feyern pflegte, an diesem Tage kam er gemeiniglich sehr spät, und zum öftern erst gegen Morgen nach Hause. Er nahm auch seine vornehmsten Bedienten mit, die bey der Tafel aufwarten mußten. Hierdurch gewann Selimah nebst ihrem Vertrauten völlige Freyheit, ihr Vorhaben auszuführen.

Selimah hatte an dem unglücklichen Tage, da sie ihren Bruder erschoß, ein ansehnliches Geschenk an Gelde von ihrem Vater bekommen, welches in einigen goldenen Schaumünzen von beträchtlichen Werth bestand, und dieser Werth belief

sich

sich ohngefähr auf hundert Thaler. Dieses Geld hatte sie glücklicherweise noch bey sich, als sie ihre Zuflucht zu ihrem Vetter nahm, und dieser machte ihr auch, um sie einigermaßen wegen ihres Unfalls zu beruhigen, am Tage nach ihrer Ankunft ein Geschenk mit sechzig Thalern. Sonach hatte sie also schon eine kleine Summe zu ihrer Reise, weil dies aber noch nicht hinreichte, so bemächtigte sie sich, sobald ihr Vetter den Rücken gekehrt hatte, verschiedener Kostbarkeiten und Edelgesteine, nahm auch verschiedenes von Gold und Silberzeug, so viel sie davon fortbringen konnte, mit sich, und tauschte endlich ihren weiblichen Anzug gegen Mannskleider um, welche sie aus der Garderobe ihres Vettern nahm.

Wiedemann stellte sich zu rechter Zeit ein, und die Flucht gieng mit Hülfe der einbrechenden Nacht glücklich von statten. Sie hatten sich auf ein Kaufmannsschiff verdungen, welches nach Deutschland gieng, und **Selimah** gab sich für einen jungen Muselmann von guter Familie aus, der auf Reisen gienge; **Weidemann** war sein Hofmeister, von dem er zuförderst deutsch lernen sollte. Wind und Wet-

 ter

ter waren sehr günstig, das Schiff war eben nicht schwer beladen, und als der Tag anbrach, waren sie schon über zwanzig deutsche Meilen von Konstantinopel entfernt.

Selimahs Vetter kam von seinem Geburtsfeste erst gegen Morgen nach Hause, und war nicht wenig bestürzt, als er die Flucht seiner Nichte vernahm. Es war ihm nicht so viel an dem, was sie mitgenommen hatte, als an ihrer Person gelegen. So sehr er sich zuvor ihrer angenommen, und sie gegen die Verfolgungen ihres Vaters zu schützen versprochen hatte: so sehr war er jetzt wider sie aufgebracht. Denn er muthmaßte, daß irgend ein geheimes Liebesverständniß der Bewegungsgrund ihrer Flucht gewesen seyn, und daß sie vielleicht gar zu den Ungläubigen übergehen möchte. Er machte gleich Anstalten, und ließ ein Schiff ausrüsten, welches ihr nachsetzen mußte; aber diese Mühe war vergeblich. Denn das Schiff, worauf Selimah mit ihrem Geliebten fuhr, hatte wenigstens dreyßig Meilen vor demjenigen voraus, welches die Flüchtlinge einholen sollte. Auf solche Weise war Selimah in Sicherheit, ob sie gleich unterweges

weges beständig voller Angst und Sorgen war, und in wenigen Tagen, bey fortdauernder guter Witterung und stets günstigem Winde, hatte das Schiff das türkische Gebieth verlassen. —

Endlich kam Selimah mit ihren Geliebten glücklich in Deutschland an, wohin sie ihre große Neigung zu den Waffen mitbrachte; sie wandte sich zuerst nach W** wo ihr Geliebter eine Sekretairstelle bey einem General erhielt. Da er bey dieser Stelle ohnehin nicht füglich heyrathen konnte, so war er es zufrieden, als Selima ihm erklärte, sie wolle eine Zeitlang als Volontair unter den kaiserlichen Truppen dienen, und ihr Glück versuchen. Sie ließ sich zu dem Ende gleich bey ihrer Ankunft in W** deutsch kleiden, und diese Kleidung, die sehr einfach war, gab ihr das Ansehen eines sehr schönen und wohlgewachsenen Jünglings. Sie meldete sich bey eben dem General, bey dem Wiedemann als Sekretair stand, und gab sich für einen jungen Edelmann aus der Wallachey aus, den die Liebe zum Militaire bewogen hätte, sein Vaterland zu verlassen, und am kaiserlichen Hofe Kriegsdienste zu suchen. Der General, ein sehr

menschenfreundlicher Mann, von des angeblichen Jünglings Schönheit und Lust zum Kriegswesen gerührt, umarmte ihn, behielt ihn bey sich zur Tafel, und versprach ihm alle mögliche Unterstützung.

Der nunmehrige Soldat lernte in kurzer Zeit den Dienst; er gab sich den Namen eines Grafen von Ronneval, und machte sich in kurzer Zeit durch sein schmeichelhaftes und doch gesetztes Wesen bey hohen und niedrigen Militairpersonen beliebt. Weil der General ein sehr vermögender Mann war, und sich von dem Diensteifer und von der Akkuratesse unsers Grafen zu überzeugen anfieng, so gab er ihm monathlich eine gewisse Gage aus seiner Tasche, und machte ihn zu seinem Adjutanten und zu seinem gewöhnlichen Kostgänger, nahm auch, wenn er bey Hofe seine Aufwartung machte, Gelegenheit, von den Verdiensten und ruhmwürdigen Eigenschaften dieses jungen Edelmanns zu sprechen, welches die damalige Kaiserinn neugierig machte, ihn kennen zu lernen. Er wurde nach Hofe beschieden, und hatte eine lange Unterredung mit der Kaiserinn, die ihn wegen seiner seltenen Schönheit, ob sie gleich selbst eine schöne Dame war, nicht genug ansehen

hen und bewundern konnte; er wurde nachher zur Tafel gezogen, und der ganze Hof war vollkommen mit ihm zufrieden; man versprach ihm auch, als er weggieng, im Fall er sich ferner gut halten, und aus den Kriegsübungen sein ganz besonders Studium machen würde, das promteste Avancement ohne alle Rücksicht auf seine Jugend.

Die andern Offiziere, mit denen er sich fast täglich bey dem General, jedoch abwechselnd, weil die Offiziers seltnere Gäste waren, an der Tafel befand, fiengen an, ihn dieser und andern Vorzüge zu beneiden. Sie hielten ihn in der Einfalt ihres Herzens für einen jungen Weichling, der kein Herz im Leibe hätte, und sich zu keiner Lebensart weniger schickte, als zum Kriegsdienste. Sie nahmen sich auch wohl die Freyheit, über sein weibisches, jüngferliches Ansehen, über seine zarte Haut und über sein bartloses Kinn in ziemlich pikanten Ausdrücken zu spötteln. Wenn Sie dies gleich nicht in Gegenwart des Generals thun durften, der ein sehr ernsthafter, billiger Mann, und ein geschworner Feind solcher faden Spöttereyen war: so wußten sie doch der Zeit und der Gelegenheit wahr-

zunehmen, um ihre seynsollenden Satyren bey dem Grafen anzubringen, der sie eine Zeitlang geduldig anhörte, aber im Grunde nicht gleichgültig dagegen war, denn er hielt es für seine Pflicht, Zank und Schlägerey, so lange er nur konnte, zu vermeiden, und die Angriffe solcher elenden Witzlinge, denen es gemeiniglich an Verstand und Ueberlegung fehlt, mit Sanftmuth und Bescheidenheit abzuweisen.

Gemeiniglich haben diese Herren, ob sie gleich viel auf das sogenannte *point d' houeur* halten, sehr selten rechte und deutliche Begriffe von wahrer Ehre. Sie setzen dieselbe entweder in nichtsbedeutende Kleinigkeiten, oder gar in lasterhafte Ausschweifungen, in Flüche und andere Dinge, vor denen jeder ehrliche Mann erröthen, oder erzittern möchte. Sie betheuern alles, jedes Nichts, jede Bagatelle, bey ihrer Ehre, und verpfänden dieselbe so oft und bey so unschicklichen Gelegenheiten, daß man am Ende nicht weiß, wofür man diese Herren halten, und ob man ihnen wirklich Empfindung der Ehre zutrauen soll. Ich war ehemals Hofmeister bey dem Hauptmann von St** in H** einen Mann von ganz besondern und zweydeutigen Charakter.

Er war ein Erzdisputirgeist, er ließ sich in Dinge ein, die er nicht verstand, und gab große Gelehrsamkeit vor, obgleich sein ganzes Wissen ein *confusum chaos* war. Dieser betheuerte alles auf seine hohe Ehre, und in der That wußte er selbst nicht, was er damit sagen wollte. Denn ihm ward die Ehre, dieses gute Urtheil anderer von unsern Vollkommenheiten, ein Phantom, woraus man sich nicht viel machen dürfe. Freylich hat die Ehre ihre Modifikationen und ihre Mißgeburten; es giebt eine wahre und eine falsche Ehre, diese schwindet, wie ein Rauch, oder wie ein Nebel vor der aufgehenden Sonne, sobald sich das flüchtige Leben endet, jene bleibt und folgt uns, wenn wir die Raupenhülse ablegen, in einen höhern Wirkungskreis nach.

Ich kehre zu den Begebenheiten Selimahs, unter dem angenommenen Namen des Grafen von Ronneval, zurück. Einst hatte ihn ein junger Unterlieutenant bey der Tafel des Generals sehr empfindlich beleidigt; der General schien es nicht zu merken, aber er hatte wohl darauf Acht gegeben; er gab dem Offizier nach aufgehobener Tafel seinen ganzen Unwillen zu verstehen, und bedeutete ihn, daß dies das

letz-

letztemal wäre, daß er an seiner Tafel gespeiset hätte, weil dergleichen ungezogene Leute, die an der Beleidigung anderer Vergnügen fänden, unwürdig wären, seine Tischgenossen zu seyn.

Der Graf von **Ronneval** konnte den ihm widerfahrnen Schimpf nicht ungerochen lassen; er forderte den Unterlieutenant zwo Stunden nach der Mahlzeit auf den folgenden Tag auf den Degen heraus, und dieser nahm die Ausforderung an, weil er mit seinem jüngferlichen Gegner sehr leicht umzuspringen glaubte. Als der Zweykampf an dem bestimmten Tage und Ort seinen Anfang nahm, gieng **Ronneval**, ob er gleich der beleidigte Theil war, mehr defensive, als offensive zu Werke; er suchte nur immer seinem Gegner auszupariren, indeß versetzte er ihm, weil dieser Blößen gab, erst einen Hieb in den rechten Arm und dann einen queer übers Gesicht, daß er ihm beynahe die Nase weggehauen hätte; **Ronneval**, der schon seinen Degen wegwerfen und den Streit endigen wollte, weil er Satisfaktion genug zu haben glaubte, empfing in eben diesem Augenblick, eh er sich dessen versah, von seinem boshaften Gegner einen Stich in den Schmeerbauch,

wo-

wovon er augenblicklich zu Boden fiel. Es waren gleich Wundärzte bey der Hand, die ihn verbanden, und Anstalt machten, daß beyde Verwundete in ihre Wohnungen gebracht wurden.

Ronneval hatte sein Quartier bey einer alten Geheimenrathswittwe: diese hatte einen Sohn, der in einer Civilbedienung stand. Mit diesem errichtete Ronneval bald nach seinem Engagement die genaueste und vertrauteste Freundschaft; beyde jungen Leute kamen, wenn es ihre Geschäfte erlaubten, fast gar nicht von einander, weil ihre Gemüther sehr harmonisch gestimmt, und beyde von zarter und feiner Gesichtsbildung waren.

Bey dem ersten flüchtigen Verband hatte sich der Graf nur so weit entblößt, als er es zur Stillung des Bluts nöthig zu seyn erachtete, und der Wundarzt, welcher dies der Schamhaftigkeit des jungen Menschen zuschrieb, hatte auch weiter nicht darauf Acht gegeben. Nun aber sollte die Wunde in bester Form durch den Regimentsfeldscheer untersucht werden, weil der General, der sehr bald von dem Vorfall benachrichtigt wurde, den Patienten seiner genauesten

Sorg-

Sorgfalt empfohlen hatte. Niemand war in größerer Verlegenheit, als unser Ronneval, denn diese Untersuchung mußte natürlicherweise die Entdeckung seines eigentlichen Geschlechts nach sich ziehen. Er ließ endlich, weil er keinen andern Ausweg wußte, die alte Geheimeräthin, eine sehr würdige Frau, vor sein Bette kommen, dieser entdeckte er sein Geheimniß, und bat sie um Gotteswillen, keinem Menschen, außer dem Regimentsfeldscherer, etwas davon zu sagen, und auch diesem einzuschärfen, daß er verschwiegen sey. Der Regimentsfeldscherer, ein Mann von gesetzten Jahren und vieler Erfahrung, versprach es, und hielt sein Wort, denn Schwatzhaftigkeit und leichtsinniges Ausplaudern anvertrauter Geheimnisse war nie seine Sache gewesen. Er untersuchte die Wunde und fand sie eben nicht gefährlich; er wendete allen seinen Fleiß an, um von der Kur Ehre zu haben, und binnen drey Wochen war der Patient gänzlich wiederhergestellt, so daß er dem General seine Aufwartung machen, und, wie gewöhnlich, bey ihm speisen konnte, der sich ungemein über seine Genesung freute, und ihm zu Ehren ein prächtiges Souper gab, wobey viele Standespersonen beyderley Geschlechts

schlechts zugegen waren. Der Offizier, welcher den Grafen beleidigt hatte, mußte, als er genesen war, vierzehn Tage in Arrest spatzieren, und wurde darauf unter ein Garnisonregiment gesteckt. —

Bald darauf gieng der siebenjährige Krieg an; **Wiedemann**, der bey der Verwundung seiner Geliebte in Todesängsten gewesen war, erhielt, weil er sich bisher in den Diensten des Generals sehr wohl verhalten, und sein ganzes Zutrauen gewonnen hatte, die Stelle eines Regimentsquartiermeisters und **Ronneval** gieng zwar als Volontair, aber doch mit Lieutenantscharakter und als Adjutant des Generals mit zu Felde. Er zeichnete sich bey verschiedenen Gelegenheiten aus, und wurde gleich bey der ersten Action, wobey die Kaiserlichen glücklich waren, Oberlieutenant. Beyde Liebende glaubten nicht, daß der Krieg so lange dauern würde, und sie hatten es vor dem Anfange des Feldzuges mit einander verabredet, daß sie sich gleich nach geendigtem Feldzuge, da **Wiedemann** ohnstreitig zu einer höhern Versorgung gelangen würde, einander heyrathen wollten.

Sie

Sie hatten zu dem Ende einen gegenseitigen, schriftlichen Kontrakt aufgesetzt, worinn sie sich zur unverbrüchlichen, lebenswierigen Treue gegen einander und zur künftigen Vollziehung ihrer Ehe nach erfolgtem Frieden verbindlich machten. Diesem schriftlichen Vertrage war die Klausel beygefügt, daß, im Fall während des jetzigen Feldzuges die Vorsehung über eine von beyden Partheyen gebieten, und sie von der Welt abfordern sollte, die eine Parthey die andere zur Universalerbinn einsetze.

Wiedemann hatte sich bereits, seitdem er bey dem General in Diensten war, ein ganz artiges Vermögen erworben, und nun hatte er als Regimentsquartiermeister noch mehr Gelegenheit, etwas zu erwerben. Ronneval hatte noch lange nicht die Hälfte, kaum den dritten Theil des aus der Türkey mitgebrachten Vermögens an baarem Gelde, Gold und Silberzeug und Edelgesteinen, auf der Reise verzehrt; folglich waren beyde Liebende bemittelte Personen, ohne dasjenige zu rechnen, was Ronneval noch im Kriege erwerben oder ersparen konnte, und sie thaten wohl, daß sie auf den Todesfall zu ihrer beyderseitigen Wohl-

Wohlfahrt und Sicherheit dergleichen Verfügungen machten, ob sie gleich kein Notarius publikus cäsareus vollzogen, oder unterschrieben hatte. Während der Winterquartiere hatte unser Graf verschiedene drollichte Auftritte, dabey er oft in große Verlegenheit gerieth, denn alle Mädchen, welche diesen schlanken, wohlgebildeten Offizier mit der rosenfarbnen Wange und dem schwarzen lebhaften Auge sahen, verliebten sich in ihn. Einer von den Offiziers des Regiments, bey welchem **Ronneval** diente, hatte eine Anverwandte in einem Kloster in Mähren, wo das Regiment damals stand, und bat ihn, daß er ihm bey einem Besuch, den er daselbst abstattete, Gesellschaft leisten möchte.

Die Nonnen hatten in diesem Kloster viel mehr Freyheit, als in den andern Klöstern, besonders darum, weil die Aebtissinn, eine Frau von mittleren Jahren und vielen Wissenschaften, sehr gefällig und nachgebend war, weil sie einmal den Lauf der Welt kannte, und sich ein Vergnügen daraus machte, wenn Fremde, sonderlich vom Stande, die innere Beschaffenheit ihres Klosters und ihre Klosterjungfern selbst kennen wollten. Bey dem allen war

 die

die Aufsicht im Kloster so streng, daß, wenn gleich zum öftern Mannspersonen zum Besuch kamen, nie etwas unerlaubtes vorgehen konnte.

Beyde Offiziere also bekamen ohne Umstände Erlaubniß, zuerst der Aebtißinn aufwarten und sich alsdenn unter der Begleitung zweyer älteren Schwestern im Kloster umsehen zu dürfen. Die Aebtißinn, die ohngefähr eine Vierzigerinn seyn, und die Liebe noch nicht verschworen haben mochte, hätte sich schier selbst in unsern Grafen vergafft, denn es war ihr lange keine so hübsche Mannsperson, von so zartem, feinem und einnehmenden Wesen vorgekommen. Sie setzte aus besonderer Höflichkeit ihm und seinem Nebenoffizier, auf den sie weit weniger reflektirte, eine Tasse Chokolate vor, und lud beyde zur Mittagstafel ein. Hierauf, nach eingenommenen Frühstück, ließ die Aebtißinn ihre Gäste in dem ganzen Kloster, in den Zellen der Nonnen, und vornämlich in der prächtigen Klosterkirche herumführen, wo ihnen die darinn vorhandenen Reliquien und Heiligthümer gezeigt wurden. Darüber vergiengen ein paar Stunden, und unter dessen wurde die Tafel gedeckt,

bey

bey welcher diejenigen Nonnen, welche die Aebtißinn am besten um sich leiden konnte, gegenwärtig waren. Beyde Offiziere wurden aufs herrlichste bewirthet, und waren mit der Begegnung der Aebtißinn vollkommen zufrieden. —

Die gegenwärtigen Nonnen verloren beynahe alle Lust zum Essen, und konnten sich nicht satt an ihm sehen, gleichwohl wollten sie es nicht merken lassen, daß dieser junge Kavalier ihre Aufmerksamkeit fesselte, und in ihrem weiblichen Herzen viel unruhige Bewegungen veranlaßte; so oft ihre Blicke den Seinigen begegneten, schlugen sie gleich die Augen nieder, und waren ganz beschämt. Die Aebtißinn merkte es, und hatte ein großes Vergnügen darüber, weil sie sahe, daß dieser junge Offizier auf ihre Untergebenen eben den Eindruck machte, den er bey dem ersten Anblick auf sie selbst gemacht hatte.

Als die beyden Offiziere Abschied nahmen, beschenkte sie unsern Grafen in der Voraussetzung, daß er der römisch-katholischen Religion zugethan sey, mit dem Bilde eines großen Heiligen *en miniature*, welches in Gold eingefaßt, und stark mit

Diamanten besetzt war. „Sie scheinen mir, sagte sie, indem sie ihm dies Geschenk überreichte, ein so frommer, andächtiger, und tugendhafter Jüngling zu seyn, daß ich nicht umhin kann, Ihnen dieses kleine Bild eines großen und verewigten Mannes zu meinem Andenken zu verehren: wenn sie sich noch länger in unsrer Gegend aufhalten, so besuchen Sie uns bald wieder.„

Eine von den Nonnen, welche die beyden Offiziers, auf Befehl der Aebtissin, im Kloster herumgeführt hatten, zeichnete sich, wie unser Graf bey einem zweyten Besuch, den er bey der Aebtißinn ablegte, erfuhr, durch ihren Geitz aus; man sah ihr aber vieles nach, weil sie sehr vornehme und vielvermögende Anverwandten hatte.

Sie hatte unter andern die Aufsicht über die Wachskerzen in der Kirche, die ein gewisser Kaufmann an das Kloster lieferte. Um ihren Geitz zu befriedigen, hatte sie an diesen Kerzen immer etwas zu tadeln, und nahm sich vor, sie mit Hülfe einer andern Schwester, die ganz ihren Sinn hatte, selbst zu verfertigen. Aber

ihre Oekonomie bekam und gerieth ihr so übel, und diese Wachskerzen leuchteten so schlecht, daß man des Nachts im Chor, fast gar nicht sehen konnte: dies gab den übrigen Nonnen, und besonders den Kostgängerinnen, die ihr spinnefeind waren, viel zu lachen. Sie beschlossen einmüthig, ihr einen Streich zu spielen; die eine fand ein Mittel, Pulver zu bekommen, und mit Hülfe einer andern, führte sie den Streich glücklich aus. Sie legten zwey Kartenblätter zusammen, und nachdem sie dieselben wie eine Röhre zugerichtet hatten, beschmierten sie dieselbe mit Wachs, und füllten sie auf eine so geschickte Art mit Pulver an, daß niemand daran würde gezweifelt haben, daß es wirkliche Wachskerzen wären. Sie waren sogar so verschmitzt, daß sie kleine Dochte dran steckten, die eine halbe Viertelstunde brennen konnten, ehe sie an das Pulver kamen. Abends, da die Stunde ins Chor zu gehen, herankam, nahmen sie die Wachslichter weg, die auf den Leuchtern standen, und setzten die ihrigen an ihre Stelle. Sobald sie angezündet waren, so bemerkte man gleich, daß sie weniger, als gewöhnlich, leuchteten. Dies wunderte niemanden; aber die gute Nonne, welche sie gemacht zu haben glaubte, ungeduldig darüber,

über, sie so dunkel brennen zu sehen, wollte eins zurecht bringen, und ein wenig geschmolzenes Wachs ablaufen lassen. Das Feuer ergriff das Pulver, und that eben die Wirkung, wie ein Pistolen- oder Flintenschuß; die arme Nonne fiel rücklings über, und alle übrigen Klosterschwestern waren so erstaunt und bestürzt darüber, daß sie im Begriff waren, davon zu laufen. Als eine von den dreistesten hinzugegangen war, um der Chorschwester beyzustehen, sprang die andere Wachskerze, die ihre Wirkung langsamer that, mit noch größerem Geräusch auf, als die vorhergehende. Dies machte die guten Schwestern vollends verwirrt, wovon die furchtsamsten entflohen, und die übrigen da blieben, um ihre Gefährtinn zu retten. Die beyden Nonnen, welche die Urheberinnen dieses Schelmstücks waren, lachten allein aus allen Kräften, indeß die ganze Kommun in Unordnung war. Des folgenden Tages ergiengen verschiedene Raisonnements über diesen Artikel, die mehresten glaubten, der Teufel hätte dabey sein Spiel gehabt, und die Wachskerzen müßten behext seyn. Weil nun die Chorschwester keine Wachslichter mehr verfertigen wollte, so sahe man sich genöthiget, wieder von dem Kaufmann

diese

diese Waare zu nehmen, der sie sonst zu liefern pflegte.

In einer großen Stadt, wo ein Theil der kaiserlichen Armee, und insonderheit das Regiment, bey welchem Ronneval stand, die Winterquartiere bezog, hatte derselbe auch einen komischen Auftritt. Die Bürger dieser Stadt fürchteten sich vor den Soldaten, wie vor dem Teufel. Insonderheit hatte sich ein ansehnlicher und begüterter Einwohner der Stadt alle Mühe gegeben, um der Einquartierung überhoben zu seyn. Es half aber nichts, und der Graf von Ronneval wurde zu ihm ins Quartier gelegt.

Dieser reiche Bürger hatte eine von den schönsten Ehefrauen in der Stadt, und eine Schwester, die durch ihre Schönheit und durch ihr Vermögen, sich die Zuneigung sehr vieler Offiziers zugezogen hatte. Diese Frauenzimmer, welche noch sehr unerfahren waren, und von Leuten ihrer Bekanntschaft viel von den Unordnungen gehört hatten, welche die Soldaten gemeiniglich bey ihren Wirthen anrichten, hatten sich einen so fürchterlichen Begriff von demjenigen gemacht, welcher bey ihnen logiren

giren sollte, daß der bloße Gedanke seiner Annäherung sie zittern machte. Da sie nun aber mit der Einquartierung nicht verschont bleiben konnten, so hatten sie ihren Entschluß genommen, nämlich, ihn so gut, als sie könnten, zu bewirthen, und ihm mit der größten Höflichkeit zu begegnen.

Sobald der Graf von **Ronneval** mit einem Quartierzettel in der Hand in diesem Bürgerhause angekommen war, kamen die Frauenzimmer herunter, um ihn zu sehen, und sein Anblick, der auch den Gleichgültigsten Freundschaft einflößte, überraschte sie auf eine so angenehme Art, daß sie nicht unterlassen konnten, sich einander mit Verwunderung anzusehen, und sie wünschten sich stillschweigend Glück, es so gut getroffen zu haben. Die höfliche, verbindliche Art, mit welcher er mit ihnen redete, und die Entschuldigungen, die er ihnen machte, daß er genöthigt wäre, ihnen beschwerlich zu fallen, gewannen vollends das Herz seiner Wirthinnen. Sie wollten ihm auch in dem Augenblick die Hochachtung und Werthschätzung zu erkennen geben, welche sie schon für ihn hatten, indem sie ihm das sauberste Zimmer in ihrem

rem ganzen Hause anwiesen, ob sie gleich ein anderes für ihn bestimmt hatten. Die ungemeine Sauberkeit dieses Zimmers, welches mit den reichsten Meublen geziert war, setzte den Grafen in Verlegenheit, der doch endlich genöthigt war, es zu beziehen, nachdem er es lange verbeten hatte.

Der Herr des Hauses, der sich darauf gefaßt gemacht hatte, seinen neuen Gast zu regaliren, und der zu dem Ende einige Flaschen Rheinwein angeschafft hatte, die er mit ihm auszuleeren gedachte, war sehr unzufrieden, da er ihn eben so mäßig bey Tische sahe, als er in allen andern Stücken bescheiden war.

Der Graf war kaum zwey Tage in diesem Hause gewesen, als seine Wirthinn schon sterblich in ihn verliebt war. Rahel, (dies ist der Name der schönen Schwester des Wirths) hatte sogleich Zuneigung gegen ihn, und nachdem sie zwey oder drey Unterredungen mit ihm gehabt hatte, beschloß sie, sein Herz zu erobern.

Ihre Liebhaber hatten ihr so oft vorgesagt, daß sie liebenswürdig wäre, und ihr Spiegel bestärkte sie darinn so oft, daß

sie nicht an einem glücklichen Fortgange ihres Unternehmens zweifelte, sobald sie sich nur würde Mühe geben wollen, Liebe einzuflößen.

Diese Schönen sagten sich einander alle Augenblicke tausend neue Reizungen, welche sie alle Tage auf dem Gesicht und an dem Geiste ihres neuen Gastes entdeckten; und er, dem es sehr lieb war, einen vernünftigen Zeitvertreib zu finden, brachte ganze Tage in ihrem Hause zu, und belustigte sich mit kleinen, witzigen Spielen, die er sie lehrte, worinn man demjenigen, der einen Fehler macht, eine Strafe diktirt. Sie nahmen daher Gelegenheit, ihn wegen seiner Gefälligkeit in Gegenwart des Mannes zu loben, der sich an seinem Theil freute, einen so artigen jungen Mann bey sich zu haben. Der Mann mischte sich auch bisweilen unter ihre Belustigungen, und wenn seine Frau im Spiel einen Fehler machte, so ermangelte er nie, es ihr zur Strafe aufzulegen, daß sie dem Grafen einen Kuß geben mußte. Diese Strafe war so sehr nach ihrem Geschmack, daß sie nichts mehr recht machte, um das Vergnügen zu haben, oft wieder von vorn anzufangen; und der Mann, um den guten

Ge-

Gesellschafter zu machen, sagte bisweilen, er würde gern einer Frau eine Untreue verzeihen, welche sie wegen eines jungen Mannes von so gutem Ansehen begangen hätte.

Rahel, welche sich ganz außerordentliche Mühe gab, um zu gefallen, war in Verzweiflung, da sie sahe, daß der Graf so viel Vergnügen daran zu finden schien, diese ihrer Schwägerinn aufgelegten kleinen Bußübungen zur Exekution zu bringen, ohne irgend eine vorzügliche Neigung gegen sie blicken zu lassen: ihre Eifersucht flößte ihr den Entschluß ein, den Grafen eifersüchtig zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, suchte sie einen Kavalier von der Garnison ins Haus zu ziehen, welcher schon für diese Schöne geseufzt hatte. Der Graf, der ein guter Gesellschafter war, freute sich darüber, und richtete mit ihm eine so genaue Freundschaft auf, daß dieser Kavalier bald an allen ihren Ergötzlichkeiten Theil nahm. Rahel, die ganz rasend darüber war, daß sie den Grafen nicht nur eben so ruhig, als gewöhnlich, sondern auch sehr geschäftig und begierig fand, den Kavalier holen zu lassen, wenn er zu lange ausblieb, beschloß, sich den letzteren vom Halse zu schaffen, und zankte sich mit

ihm

ihm ohne alle Ursache, damit er nur nicht wiederkommen möchte. Als der Graf, der nicht gern mit diesen Frauenzimmern beständig allein seyn wollte, ihre Zänkerey gewahr wurde, so wollte er sie wieder unter einander versöhnen; und die liebenswürdige Rahel, welche nicht mehr im Stande war, ihm etwas abzuschlagen, bewilligte ihm alles, was er nur wollte. Der Kavalier, welcher der Höflichkeiten seines Freundes ohngeachtet, immer befürchtet hatte, ihn zum Nebenbuhler zu haben, war von dieser Artigkeit so gerührt, daß er ihm gleich seine Liebe zur Rahel gestand. Der Graf versprach ihm aus Erkenntlichkeit, daß er ihm nützlich seyn wollte.

Indessen waren beyde Schwestern auf die Spur gekommen, daß sie ihren neuen Gast beyde liebten, daher sie sich nun einander sehr genau beobachteten; und wenn es ihm von ohngefähr entfuhr, daß er der einen etwas verbindliches sagte, so mußte er sich gleich hernach gegen die andere rechtfertigen. Er war kaum eine Viertelstunde aus dem Hause, so mußte er ihnen Rechenschaft geben von dem, was er gethan hätte. Bis dahin waren sie sehr einig ge-

we-

wesen, und hatten sich nie etwas verheelt. Die Verheyrathete, welche dreister, als Rahel war, um ihr zuvor zu kommen, und sie auf ihre Seite zu ziehen, oder sie wenigstens außer Stand zu setzen, ihr ihre Liebe gegen den Grafen zu gestehen, vertraute ihr das Geheimniß an, daß sie in den Grafen verliebt sey, und bat sich sogar ihren Beystand aus, mit der Bitte, sie möchte doch, sobald sich eine schickliche Gelegenheit dazu finden würde, mit ihrer gewöhnlichen Geschicklichkeit ihre Neigung dem Grafen bekannt machen.

Rahel suchte ihre Eifersucht auf eine feine Art zu verbergen, und freute sich übrigens, diese Vertraulichkeit gewonnen zu haben, sie versprach ihr Verschwiegenheit und ihren Beystand; ihre Schwägerinn machte sich diese gute Gemüthslage der Rahel zu Nutze, und verlangte von ihr, daß sie noch an eben dem Tage zu ihrem Vortheil reden möchte: und damit sie diese Unterredung ohne Erröthen mit anhören und von dem Dienst, den sie ihr leisten würde, Zeuge seyn könnte, so wollte sie sich hinter einer Tapete verstecken, wo sie alles bemerken würde. Rahel war in großer Verlegenheit, sie mußte aber ihre

Verstellung fortsetzen: und da ihre Schwester den Grafen hatte rufen lassen, und sich auch bereits hinter der Tapete verborgen hatte, so mußte Rahel, so sauer es ihr auch eingieng, für eine andere, als für sich selbst, zu sprechen, es dennoch thun, weil der Graf schon hereingekommen war.

Nach einer halbviertelstündigen Unterredung lobte sie sein Verdienst und sein gutes Ansehen, und sagte ihm, bey so viel guten Eigenschaften müßte er sich nicht wundern, wenn ein wohlgebildetes Frauenzimmer, welches er alle Tage sähe, sehr viel Neigung hätte, ihn zu lieben. Da sie ihn nachsinnend fand, sagte sie ihm, er dürfte nur ihre Frau Schwester genau untersuchen, so würde er auf ihrem Gesicht die Wahrheit dessen, was sie ihm sagte, entdecken.

Der Graf, der aller ihrer verliebten Vorträge müde war, die er bisher immer mit Verstand und Feinheit von sich abgelehnet hatte, antwortete ihr in allgemeinen Ausdrücken, daß er seit dem Tage, da er bey ihnen eingezogen wäre, sich den beyden Schwestern sehr verbunden achtete, und er wünschte mehr im Stande zu seyn, ihnen

seine

seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Rahel hätte es gern dabey bewenden lassen: da sie sich aber erinnerte, daß sie beobachtet würde, so drang sie in ihn, um eine bestimmtere Antwort von ihm zu haben, und erhob, um ihn dazu zu bewegen, die Reize ihrer Frau Schwester.

Sie belieben zu scherzen, sagte hierauf der Graf; weil wir aber eben von dieser Materie reden, so werden Sie mir erlauben, mit Ihnen von einer eben so wahren Zuneigung zu sprechen, als diejenige, womit Sie mich bisher unterhalten haben, schimärisch ist.

Rahel, die gar nicht zweifelte, daß er für sich selbst das Wort führen würde, war in einer tödtlichen Furcht, ihre Nebenbuhlerinn möchte diese Liebeserklärung hören; und um ihr diesen Verdruß zu ersparen, war sie im Begriff, sich wegzubegeben. Ihr Bruder, der in eben dem Augenblick zu rechter Zeit ankam, riß sie aus dieser Verlegenheit, nicht aber aus der Ungeduld, welche sie hatte, um diese vermeinte Erklärung anzuhören. Kurze Zeit nachher traf sie ihn allein, und führte ihn unvermerkt auf das Gespräch, welches er

angefangen hatte, als ihr Bruder hineingetreten war. Der Graf, erfreut, seinem Freunde zu dienen, sagte ihr so viel vortheilhaftes von dem Kavalier, und machte ihr eine so rührende Schilderung von der wahren Liebe, die er zu ihr hätte, daß Rahel nicht umhin konnte, mit einem tiefen Seufzer zu ihm zu sagen:

„Gräusamer, wie können Sie so gut andere zur Liebe überreden, Sie, der Sie selbst davon so wenig empfinden?„ Sie schämte sich so sehr, diese Worte ausgesprochen zu haben, daß sie weggieng, ohne ihm zur Antwort Zeit zu lassen; und weil sie sich gar nicht zufrieden geben konnte, ihn unempfindlich zu finden, so überließ sie sich den Thränen, welches das gewöhnliche Erleichterungsmittel der Personen ihres Geschlechts ist.

Ihre Schwägerinn, welche unaufhörlich auf Mittel dachte, diese Gleichgültigkeit des Grafen zu überwinden, glaubte durch ihre Freygebigkeiten diesen Zweck erreichen zu können; und weil der Graf oft die Arbeit an einem feinen Tafeltuch, welches sie ihm gezeigt, bewundert hatte, so machte sie ihm ein Geschenk damit. Da

er

er aber Schwierigkeiten machte, es anzunehmen, so bat sie ihn so inständig darum, unter dem Vorwande, er könnte dieses Tafeltuch bey der Armee brauchen, daß er genöthigt war, es anzunehmen.

Nach diesem ersten Geschenk wollte sie ihm noch ein zweytes machen mit einem Kreuz von Diamanten von beträchtlichem Werth, ohne daß er es jemals annehmen wollte: aber er konnte nicht umhin, einen sehr schönen Nachttisch oder Putztisch anzunehmen, womit ihm die **Rahel** ein Geschenk machte.

Die Sache gieng endlich so weit, daß **Rahel**, weil sie ihren Geliebten nicht in der Güte bewegen konnte, ihr gewogen zu seyn, auf einen verzweifelten und sonderbaren Entschluß gerieth. Sie bat ihren Bruder, er möchte sie zu ihrem Oheim hinbegleiten, der ihr Vormund war. Als sie mit diesen beyden Personen, ihren nächsten Anverwandten, allein war, erklärte sie ihnen, sie wäre so unglücklich, daß sie sich mit dem Grafen von **Ronneval**, der bey ihnen im Quartier läge, eingelassen hätte, weil er ihr versprochen, sie zu heyrathen; sie befürchtete indeß, er möchte ab-

gehen, ohne sein Versprechen zu halten; und da sie lieber sterben, als entehrt leben wollte, so bäte sie, man möchte ihr verzeihen, und ihr entweder den Tod geben, oder den erforderlichen Beystand schaffen, um ihre Ehre wieder zu erlangen. Ihr Bruder, der viel Achtung gegen den Grafen hatte, und dem im Grunde nicht unangenehm war, ihn zum Schwager zu haben, entschuldigte seine Schwester, und bewegte auch ihren Oheim, daß er sich mit ihnen vereinigte, um die Mittel zu verabreden, ihre Sache recht sicher zu stellen.

Rahel, durch die Heftigkeit ihrer Leidenschaft verblendet, sagte ihnen, daß, wenn es gelingen sollte, was sie vorhätten, das einzige untrügliche Mittel wäre, daß man sie bey einander im Bette liegend fände, und daß man ihn alsdenn antriebe, sie aus gutem, freyen Willen, oder mit Gewalt zu heyrathen. Dies schien ihnen so etwas leichtes zu seyn, daß sie ihr versprachen, es zu thun; und nachdem sie eine Stunde zur Ausführung dieses Vorhabens bestimmt hatten, so verfügte sich **Rahel** in eben dieser Stunde in das Zimmer des Grafen, und da sie ihn, wie sie vorher gesehen hatte, im Bette traf, so warf sie

einen Schlafrock, den sie anhatte, von sich, und legte sich zu ihm, indem sie ihm sagte, wenn er fände, daß zu viel Uebereilung bey dieser Handlung wäre, so hätte er es sich selbst zuzuschreiben, weil er sie in den Stand gesetzt hätte, daß sie weder der Vernunft, noch dem Wohlstande weiter Gehör gäbe.

Der Graf wollte aus dem Bette springen, und wurde nur durch das Geräusch, welches der Vetter und Bruder der Rahel beym Hereingehen machten, zurückgehalten. Beyde hatten eine Pistole in der Hand. Als sie sich dem Bette genähert, und den Vorhang zurück geschlagen hatten, so wurden sie mit außerordentlicher Verwunderung gewahr, daß die beyden Liebenden einer, wie der andere gebildet wären; und Rahel, die es nun schon eingesehen hatte, daß sie nur ein Frauenzimmer in der Person dieses schönen Grafen liebte, war in einer so großen Verwunderung, daß sie Mühe hatte, davon zurück zu kommen. Indeß, durch ihre eigene Erfahrung überzeugt, gestand sie ihren Anverwandten, daß die Furcht, dieses liebenswürdige Mädchen zu verlieren, welches sie für eine Mannsperson gehalten, sie mit so vieler

Gewalt angegriffen hätte, daß sie auf den Einfall gekommen wäre, sich bey ihnen für entehrt auszugeben, um sich dieser Eroberung zu versichern.

Der Graf, äußerst beschämt über diesen Vorfall, bat sie inständig, verschwiegen zu seyn, indem er ihnen sagte, es hienge sein Glück davon ab, und er gab ihnen zugleich zu verstehen, daß er sich rächen würde, wenn sie es ausplauderten.

Ein gemeinschaftliches Interesse verband sie alle zum Stillschweigen, und da einige Tage hernach das Regiment, noch vor dem Ende der Winterquartiere, wegen einer Expedition in Böhmen aufbrach, so war der Graf **Ronneval**, dem dieser Spaß sehr verdrüßlich war, eben dadurch von den Spöttereyen und Vorwürfen seiner thörichten Wirthinnen befreyet, die den schönen Fremdling, der sie so sehr hinters Licht geführt, und ihnen so viel vergebliche Seufzer ausgepreßt hatte, lange nicht vergessen konnten. —

Bey dieser Expedition hatten die kaiserlichen mit dem Feinde eine Aktion, wobey **Ronneval**, obgleich die Kaiserlichen dies=

diesmal den Kürzeren zogen, sich hervorthat, und zum Oberlieutenant, bald darauf aber zum Hauptmann avancirte.

Um eben diese Zeit erhielt der Graf durch einen Christensklaven aus Konstantinopel, den ein reicher Kaufmann ranzionirt, und der bey dem Regiment, wo er als Hauptmann stand, Dienste genommeu hatte, Nachricht von dem Tode seines Vaters, und daß er kurz vor seinem Sterben seine älteste Tochter, Namens Selimah, enterbt hätte, weil Nachricht eingelaufen wäre, daß sie den christlichen Glauben angenommen, und auch einen Christen geheyrathet hätte. Dies war ein Donnerschlag für unsern Grafen, denn er glaubte noch immer, wenn der Feldzug einmal geendigt wäre, durch Vermittelung des kaiserlichen Hofes ihr väterliches und mütterliches Erbtheil zu erlangen, um ihren Wiedemann glücklich zu machen.

Zu dieser Hiobspost kam bald noch eine andere hinzu: Er sollte sich, wenigstens so lange der Feldzug dauerte, und dieser schien immer verwickelter und weit aussehender zu werden, von seinem lieben Wiedemann trennen. Denn dieser war bey

entstandener Vakanz Kriegsrath in **Preßburg** mit einem ansehnlichen Gehalt geworden; indeß tröstete er seine Geliebte, so gut er konnte, und sagte ihr, daß ihm sein neues Amt die Verbindlichkeit auflegte, sich bisweilen bey der Armee einzufinden, und da würde er denn das Vergnügen haben, sie zu sehen.

Als **Wiedemann** von dem Grafen Abschied nahm, hatte dieser ganz besondere Ahndungen, daß sie sich einander nicht wieder sehen würden. **Wiedemann** wandte seine ganze Beredsamkeit an, um ihm diese schwermüthigen Gedanken auszureden, und sagte ihm, wenn er dergleichen befürchte, so hinge es ja nur von ihm ab, nachdem er bereits Ruhm genug eingeerndtet, und sein Glück bey den Waffen versucht hätte, seinen militärischen Posten niederzulegen, und mit ihm nach **Preßburg** zu gehen, um daselbst ihre Heyrath zu vollziehen. Diesen Vorschlag wollte der Graf aber nicht eingehen, weil er sichs zur Schande rechnete, seinen Posten schon so früh zu verlassen, und dem Kriegsglück, was ihn vielleicht noch auf der Bahn der Ehre erwartete, auf einmal zu entsagen.

Wie-

Wiedemann reisete also, nachdem er seine Geliebte, so viel möglich, beruhigt und sich ihrem fortdauernden Andenken empfohlen hatte, nach Preßburg, und trat seine Bedienung an. Er fand, weil sein Vorgänger sehr nachläßig in der Ausrichtung seines Amts und sehr habsüchtig und eigennützig gewesen war, viel aufzuräumen und in Ordnung zu bringen. Er bekam auch bald Streit mit seinen Kollegen, die weniger gewissenhaft, als er, und mehr für ihren Beutel, als für das Wohl des Landes und für die Vortheile des Monarchen, dem sie dienten, besorgt waren. Einer derselben war so skrupulös, daß er sich nicht der eingeführten Ordnung, die er den alten Schlendrian nannte, sonderlich in Ansehung des Kanzleystils, wenn er etwan schriftliche Aufsätze, Berichte, Relationen, gerichtliche Bescheide und dergleichen zu machen hatte, unterwerfen wollte: er hatte deswegen viel Zänkereyen mit dem Präsidenten, der ein großer Freund der alten Sitte und Schreibart war, und er wurde endlich, weil er durchaus keine Subordination anerkennen wollte, und sich auch sonst mancher Vergehungen schuldig gemacht haben mochte, seines Amts entsetzt.

Ich habe vorhin erwähnt, der Graf Ronneval hätte bey dem Abschiednehmen von Wiedemann gewisse Ahndungen von bevorstehender Trennung empfunden, und dieß veranlaßt mich, über die Ahndungen überhaupt ein paar Worte zu sagen, da selbst die Gelehrten in dieser Absicht verschiedener Meynung sind.

Ahndungen sind geheime Vorempfindungen künftiger, und insonderheit solcher Begebenheiten, die für uns traurig sind, einen unangenehmen Eindruck auf uns machen, und in die Beförderung unsers Unglücks, wenigstens in die Verschlimmerung unsrer Glücksumstände einen großen Einfluß haben. Von glücklichen Vorfällen pflegt man nicht leicht zu sagen, daß sie uns ahnden, und es ist auch weit seltener, daß der Mensch von glücklichen, erfreulichen Begebenheiten zum voraus durch dergleichen geheime Winke und Vorgefühle, benachrichtiget wird, die sich nicht ganz genau zergliedern, aber doch aus dem Wesen der Seele, und aus dem unwiderstehlichen Triebe derselben, die Zukunft zu erforschen, einigermaßen erklären lassen. So ahndet uns z. B. das heißt: ein inneres, dunkles Gefühl, dem wir nicht widerstehen können,

sagt

sagt es uns, daß einer unsrer nächsten Anverwandten sterben werde, oder, daß einer unsrer entferntesten Freunde, der vielleicht in seiner Todesangst sich nach uns gesehnt und an uns gedacht hat, in letzten Zügen liege, und ehe wir es uns versehen, bestättigt der Erfolg die Wahrheit dieser Vorempfindung, die vielleicht, wenigstens in vielen Fällen, eine Wohlthat des Schöpfers ist.

Es würde thöricht und verwegen seyn, die Ahndungen, wie manche seynwollende Philosophen thun, gradeweg leugnen und mit den Gespensterhistörchen in eine Klasse setzen zu wollen. Denn die Sache enthält nicht nur an und vor sich nichts widersprechendes, daß der menschliche Geist, durch eine besondere Wirkung und Einrichtung Gottes, nicht allein von seinem eigenen Sterben, in Ansehung seines körperlichen Theils, sondern auch von dem Tode seiner Anverwandten und Freunde ein gewisses Vorgefühl haben kann, welches ihn von dem, was er in dieser Absicht zu thun, zu denken und zu beschließen hat, benachrichtigt, sondern es wird auch die Möglichkeit und Wirklichkeit solcher Ahndungen durch unzählige Erfahrungen vieler

vernünftigen und glaubwürdigen Personen bestättigt.

Was aber das Specielle bey diesen Ahndungen, gewisse Erscheinungen, dreymaliges Anklopfen an der Thür, oder Aufmachen derselben, ohne daß jemand gesehen wird, und andere Arten des Geräusches und der sinnlichen Bewegungen bey bevorstehenden Sterbefällen anbetrift, so getraue ich mir nicht, hierinn etwas zu entscheiden; doch scheinen mir diese Sachen und Vorfälle, weil sie ziemlich nach Aberglauben schmecken, mehr zu den Vorurtheilen und Einbildungen des gemeinen Mannes, bey dem die Lehre von den Gespenstern und von dem sogenannten Vorspuken ein Glaubensartikel ist, als zu den wirklich existirenden Dingen zu gehören. —

Ich kehre nach dieser Exkursion zu meiner Geschichte zurück. Sobald das angenehme Frühjahr den rauhen Winter verjagt hatte, nahmen die Kriegsoperationen mit erneuerter Stärke wieder ihren Anfang. Ober- und Niederschlesien, Böhmen und Mähren, Sachsen nicht ausgenommen, waren das Theater des blutigsten Krieges, welcher für die Menschheit weit schrecklicher und verwüstender war, als der dreysig-

sigjährige bey seiner ungewöhnlich langen Dauer je gewesen ist.

Die kaiserliche Armee unter den Befehlen des Feldmarschall **Dauns**, den man nachher den deutschen **Fabius** nannte, war der preußischen weit überlegen, und suchte derselben verschiedene Vortheile abzugewinnen; es fielen unter den detaschirten Korps verschiedene Scharmützel vor, mit denen es nicht viel auf sich hatte, bis es endlich bey **Prag** zu einer entscheidenden Schlacht kam, in welcher der große preußische Heerführer, der unsterbliche **Schwerin**, indem er die Fahne in der Hand, die Soldaten gegen den Feind anführte, sein Leben verlor. In dieser Schlacht wurde auch unser Graf **Ronneval** verwundet, obgleich die Wunde, nach der Aussage des Wundarztes, nicht gefährlich war.

Der Feldmarschall **Daun**, der durch den General, bey dessen Regiment er bis zum Hauptmann avancirt war, von den Verdiensten und von dem vortreflichen Charakter dieses jungen Offiziers benachrichtigt war, schickte ihm seinen Leibarzt, und beehrte ihn selbst mit einem Besuch, wobey er ihn väterlich ermahnte, sich künftig in Betracht seiner Jugend und seines zarten Körpers, nicht so sehr der Gefahr

aus-

auszusetzen: auch versprach er ihm weitere Beförderung.

Unterdessen war auch **Wiedemann**, der von Zeit zu Zeit Nachrichten von der Armee erhielt, von der Verwundung seiner Geliebte benachrichtiget worden. Man hatte ihm ihren Zustand gefährlicher geschildert, als er wirklich war, denn die Wunde bestand blos in einem Streifschuß an der rechten Hüfte, der mit einer heftigen Kontusion verbunden gewesen war. Er setzte sich deswegen, so sehr er auch mit Geschäften und Untersuchungen überladen war, an seinen Schreibepult, und ließ an seine Geliebte von **Preßburg** aus folgenden Brief ergehen:

„Theuerste, ewig geliebte **Selimah**!

„In was für eine tödtliche Unruhe haben Sie mich durch die Nachricht gesetzt, „die ich vor wenigen Tagen durch einen „Feldwäbel vom Regiment, der, um Rekruten zu werben, hieher geschickt war, von „Ihrer abermaligen Verwundung erhielt, „die man mir sehr gefährlich geschildert hat. „Um des Himmels und um unsrer Liebe „willen, beste Freundinn, warum wollen Sie „sich so muthwillig in Gefahr und Verderben stürzen! Was haben Sie davon, wenn

„Sie

„Sie bey dem Dienst der Waffen, so ehren„voll er an sich selbst ist, wozu Sie gar „nicht geschaffen sind, ihr junges Leben ein„büßen, oder sich zum Krüppel machen las„sen, und alsdenn sich und andern zur Last „werden?

„Folgen Sie mir, liebste **Selimah**; „bedenken Sie, unter welchen Gefahren wir „aus der Türkey entflohen, um in Deutsch„land unser ruhiges Brod zu suchen: lassen „Sie Ruhm und Glück im Kriege erwer„ben, wer da will; Ihr Körper ist einmal „zu solchen Strapazen nicht aufgelegt, „wenn gleich Ihre liebenswürdige Seele „beherzt, muthvoll und kriegerisch ist. Hö„ren Sie also, ich beschwöre Sie darum, die „dringende Bitte Ihres Freundes, der Ih„rer Gesundheit und Sicherheit wegen, be„ständig besorgt ist, und manche schlaflose „Nacht hat, worinn ihm allerley schreckliche „Dinge vorkommen. Lassen Sie den rohen „Soldatenstand fahren, der Ihnen doch „nicht angemessen ist, und eilen Sie in mei„ne offenen Arme. Ich werde mir, Gott ist „mein Zeuge, alle ersinnliche Mühe geben, „mich Ihnen immer gefälliger und werther „zu machen, und Ihnen, auf die ich meine „ganze Hoffnung, irrdisch glücklich zu wer„den, gründe, ohne die mein ganzer irrdi-

„scher

„scher Wohlstand ein leerer Traum wäre, „die unvermeidlichen Bitterkeiten des Le„bens zu versüßen.

„Sobald es Ihre Gesundheitsum„stände erlauben, liebe **Selimah**, be„nachrichtigen Sie mich von Ihren Ge„sinnungen und Entschließungen in Anse„hung dessen, was ich Ihnen in diesem „Briefe zu bedenken gegeben habe. Ich „wünsch Ihnen von ganzem Herzen eine „baldige Genesung, küsse Ihnen die Hände, „und bin mit eherbietiger Hochachtung.

Ihr
ergebenster Freund und Diener
Wiedemann.

Dieser Brief wäre beynahe in unrechte Hände gekommen, und hätte unsern Grafen in große Verlegenheit setzen können, weil dadurch sein Geheimniß, daß er weiblichen Geschlechts wäre, auf einmal bey der Armee hätte kund werden können. Denn es war bey dem Corps, wo der Graf **Ronneval** unter dem General L** als Hauptmann stand, noch ein anderer Offizier, aus **Siebenbürgen** gebürtig, der sich **Rummwall** schrieb; an diesen gelangte der Brief; da er aber die Addresse genau examinirte, überbrachte er ihn selbst dem Grafen, dessen

Stand-

Standtpunkt nicht weit von dem seinigen entfernt war, und entschuldigte sich, daß er ihn angenommen hätte.

Wiedemanns Brief hatte in dem Gemüth unsers Grafen mancherley Urtheile, einander zuwiderlaufender Gedanken und unruhige Leidenschaften und Bewegungen veranlaßt. Liebe und Durst nach Ehre, diese heftigen, ungestümmen Neigungen, die sich selten mit einander vertragen, kämpfeten wechselsweise in seiner Seele und machten ihn ganz mißmüthig, daß er nicht wußte, wozu er sich entschließen sollte. Auf der einen Seite war ihm freylich sehr viel daran gelegen, mit seinem geliebten Wiedemann, der nun schon in einer ansehnlichen und einträglichen Bedienung stand, auf immer verbunden zu seyn, und sich an seiner Seite des kurzen Lebens zu freuen; auf der andern Seite aber fühlte er immer seinen natürlichen Trieb, sich durch das Glück der Waffen emporzuschwingen, noch nicht befriedigt; er dachte wenigstens noch Major zu werden, und alsdenn, wenn er diesen Posten erreicht hätte, den Kriegsdiensten zu entsagen; aber seine Wünsche wurden in dieser Absicht nicht erfüllt, wie wir bald sehen werden

So-

Sobald er von seiner empfangenen Wunde gänzlich geheilt war, und Muße hatte, setzte er sich hin, sammelte seine Gedanken, die bisher immer sehr zerstreut gewesen waren, und antwortete seinem theuern **Wiedemann** folgendes:

Lieber, getreuer Wiedemann!

„Seitdem Sie von der Armee weg sind, „hat mich meine ganze Ruhe und meine „gewöhnliche Heiterkeit verlassen; ich bin „stets verdrüßlich und übel aufgeräumt, „ohne zu wissen, warum? Derjenige, der „Ihnen die Nachricht von meiner Ver„wundung überbracht hat, hat die Sache „übertrieben: es war keine große Gefahr „dabey, und ich bin durch die Geschicklich„keit meines Wundarztes, über dessen Kur „der Leibarzt des Feldmarschalls **Daun** „die Aufsicht hatte, in kurzer Zeit wieder „hergestellt, und in den Stand gesetzt „worden, vor, wie nach, meinen Dienst „zu versehen. Wir erwarten bald wichtige „und blutige Auftritte.

„Der König von Preussen zieht von „allen Orten her seine Truppen zusammen, „und macht Miene, uns zu überrumpeln; „die Maxime unsers Feldmarschalls bringt „es nun einmal so mit sich, daß er, um nicht

„un-

„unnöthigerweise Volk aufzuopfern, sehr „langsam und behutsam zu Werke geht.

„Doch ich vergesse mich. Das macht „mein kriegerischer Habit und meine gegen„wärtige Lage. Ich sollte mit Ihnen von „ganz andern Dingen sprechen, als vom „Kriege und dahin gehörigen Angelegenhei„ten. Nicht wahr, lieber Wiedemann, „Angelegenheiten des Herzens, die Sache „unsrer Liebe und unsrer künftigen Hey„rath, — das sollte der Gegenstand mei„nes Briefes seyn.

„Nun wissen Sie was, bester Freund, „Sie ermahnen mich, daß ich mich nicht „ferner in Lebensgefahr begeben, sondern „dem Kriegsglück und den damit verbunde„nen Beschäftigungen bald möglichst entsa„gen soll, um mit Ihnen ein ruhigeres und „glücklicheres Leben anzutreten, und, so lan„ge es dem Himmel gefällt, fortzusetzen. Ich „würde sogleich in Ihren Vorschlag willi„gen, wenn ich nicht durch so mancherley „Gründe und Betrachtungen davon zurück„gehalten würde. Noch ist meine Begierde „zu den Waffen, mein Wunsch, unter der „Anführung tapferer Helden Ehre und „Sieg zu erfechten, nicht befriedigt; — aber

„bald, Freund, bald werden Sie befrie„digt seyn. —

„Lassen Sie mich nur noch Major wer„den, wozu ich große Hoffnung habe, denn „der Feldmarschall **Daun** hat mir in eige„ner Person, da er mich bey meiner letzten „Unpäßlichkeit besuchte, weitere Beförde„rung versprochen, und der General sorgt „unermüdet für mein Bestes.

„Mit einem Wort: lassen Sie nur „noch diesen Sommer vergehen; wenn die „Armee die Winterquartiere bezieht, dann „will ich schon einen Vorwand finden, um „meinen Abschied nachzusuchen; ich werde „ihn ohne Mühe erhalten, ob ich gleich „überzeugt bin, daß der General mich un„gern missen wird.

„Dann, liebster **Wiedemann**, wenn „ich auf diese Art meinen Zweck erreicht, „und meine angeborne Neigung, die ich „aus meinem Vaterlande mit nach Deutsch„land brachte, befriedigt habe, dann eil „ich vergnügt und erwartungsvoll in Ihre „Arme, um mein ganzes irrdisches Glück „mit Ihnen zu theilen, und mich Ihrer „treuen und standhaften Liebe immer wür„diger zu machen. Dann trennt uns nichts, „als der Tod, und unser letzter Seufzer

„ist

„ist ein zärtliches Andenken an unsre un„schuldige Liebe. „Ich bin unaufhörlich
die Ihrige
Selimah.

Durch diesen Brief wurde **Wiedemann** einigermaßen beruhiget, denn er war von 15ten May datirt. Wie bald vergeht nicht der Sommer, dachte er, und dann, wenn sie nur Wort hält, bist du auf ewig im Besitz deiner Geliebte. Unter diesen schmeichelhaften Gedanken setzte er seine Amtsverrichtungen mit allem Ernst und Eifer unermüdet fort, und ließ es sich dabey sehr sauer werden. Oft arbeitete er spät in die Nacht hinein, denn der Gedanke an **Selimah** und an die bevorstehende Verbindung mit ihr versüßte ihm alle Sorgen und Beschwerlichkeiten seines Amts, und erhielt ihn bey beständiger Munterkeit. —

Einst hatte er einen Traum von besonderer Art, nachdem er aus einer großen Gesellschaft, wo er Abends gegessen hatte, zu Hause gekommen war. Er hatte früh schon seit vier Uhr gearbeitet, und weil er sehr müde war, legte er sich zu Bette, und schlief auch gleich ein. Nach Mitternacht träumte ihm, als wenn er sich in einer gros-

sen Gesellschaft von Manns- und Frauenspersonen befände, wobey unter andern auch seine **Selimah** war. Mit **Selimah** hatte er eine kurze, aber sehr freundschaftliche Unterredung, und, eh' er sich dessen versah, kam **Selimah** von seiner Seite weg, ohne daß er wußte, wo sie geblieben war. Ein anderes, ihm unbekanntes Frauenzimmer kam auf ihn zu, und umarmte ihn; die übrige Gesellschaft gieng nach und nach aus einander.

Dieser Traum brachte, ob er gleich sonst nicht auf Träume und Wahrsagungen hielt, viel unruhige Gedanken und bange Ahndungen in seiner Seele hervor, deren er sich, mitten unter seinen Geschäften, nicht entschlagen konnte, und, ob er sich gleich alle Mühe gab, um sich zu zerstreuen, so haftete doch der traurige, ahndungsvolle Gedanke, daß er seine **Selimah** verlieren könnte, auf dem innersten Grunde seiner Seele, und leider! bald genug ward dieser Traum und diese traurige Ahndung erfüllt, zu **Wiedemanns** größten Schrecken erfüllt.

Obgleich nicht allein der Feldmarschall **Daun**, sondern auch der General, bey dessen Regiment der Graf von **Ronneval** stand, ihn mehrmals gewarnt hatten, sich nicht

nicht ohne Noth der Gefahr auszusetzen, weil dies die Sache und Pflicht älterer und robusterer Krieger wäre, die schon in ihrer abgehärteten, körperlichen Beschaffenheit einen Beruf hätten, im Angesicht des anrückenden Feindes weder Tod noch Gefahr zu scheuen, sondern blindlings ins Feuer zu gehen; so kehrte sich doch unser junge Hauptmann an alle diese gutgemeinten Warnungen nicht; er war bey Angriffen, Belagerungen und dergleichen immer bey dem ersten Haufen, und feuerte die Soldaten an, wenn es schien, als wollten sie schläfrig werden. Das Beyspiel eines so jungen und zarten Offiziers, der sein Leben in die Schanze schlug, reizte auch viele Gemeine zur Nachahmung seines Beyspiels.

Bey der Belagerung von Schweidnitz, wo er sich durch seine Tapferkeit und kluge Anführung der unter ihm stehenden Soldaten auszeichnete, wäre er wirklich Major geworden, wenn nicht der Tod den Lauf seiner ruhmvollen Unternehmungen unterbrochen, und ihm diese höhere Ehrenstelle entbehrlich gemacht hätte.

Er empfing während der Belagerung, da er sich zu sehr vor die Fronte wagte, einen Flintenschuß in die Brust; der Schade schien anfänglich nicht unheilbar zu seyn, er

wurde von geschickten Aerzten und Wundärzten aufs beste behandelt. Nach einigen Tagen aber, bekam er ein hitziges Wundfieber, wobey er heftig phantasirte, und man fieng an, an seiner Genesung zu zweifeln. In den ersten Zwischenräumen, da er wieder zu sich selbst kam, schrieb er auf dem Bette mit zitternden Händen an seinen **Wiedemann** folgendes:

„Wenn Sie Ihre dem Tode nahe Selimah in diesem Leben noch einmal sprechen wollen, so versäumen Sie keine Zeit, „und eilen Sie an den Ort, den der Expresse, „welcher diesen Brief überbringt, Ihnen „anzeigen wird.

Kaum hatte der Kriegsrath, durch den Expressen, diesen traurigen Brief erhalten, so eilte er auf der Extrapost seiner sterbenden Geliebte entgegen. Aber er kam zu spät; bey seiner Ankunft in dem Dorfe, wo **Selimah** in einer elenden Dorfhütte ihr Leben aushauchen sollte, lag sie schon in letzten Zügen; doch hatte sie noch, als er ihr seinen Namen zurief, und seinen Mund auf ihre erblassenden Lippen drückte, so viel Bewußtseyn, daß sie ihn erkannte, welches sie dadurch zu verstehen gab, daß sie ihm mit vieler Heftigkeit die Hand drückte: nach wenigen Minuten gab sie ihren Geist auf,

nach-

nachdem sie ihr junges Leben kaum auf vier und zwanzig Jahr gebracht hatte.

Wiedemann war vor Schmerz und Schreck außer sich; er fiel in Ohnmacht, man mußte ihm zur Ader lassen, und die Umstehenden sowohl, als auch die Aerzte schrieben diese heftige Gemüthsbewegung blos der lebhaften Freundschaft zu, welche **Wiedemann** gegen den verstorbenen Offizier gehegt hätte.

Er kehrte nach des Grafen Beerdigung zu seinen Geschäften und zu seinem Bestimmungsort zurück, beweinte den Verlust seiner unvergeßlichen **Selimah** im Stillen, blieb lebenslang unverheyrathet, und trauerte um die Einzige, die er je von ganzer Seele geliebt hatte, lebenslang in seinem Herzen.

Nachrede.

Um dererjenigen willen, die sich über alles aufhalten, und auch Dinge meistern, die ihres Amts nicht sind, die folglich auch über das unförmliche Verhältniß, welches zwischen **dem ersten und zweyten Theil** meiner **Galanterieen der Türken** statt findet, ein Maulgesperre machen werden,

weil

weil der erstere Theil um einige Bogen stärker, als der zweyte ist, um dieser Leutchen willen muß ich hiermit erinnern, daß ich nie förmlich Mathematik studirt, und meine Schriften (ihrer ist schon eine große Anzahl) nie nach dem verjüngten Maaßstabe gegen einander abgemessen habe. Dadurch kann und wird der inneren Güte des Werks nicht abgehen', wenn gleich der eine Theil nicht so korpulent, als der andere ist.

Wem dieses Mißverhältniß zwischen dem ersten und andern Theil nicht behagt, der kann ja ohnmaßgeblich beyde Theile zusammenbinden lassen, und, unter uns gesagt, wenn der Buchdrucker meinen Willen wüßte, so sollte er mir den zweyten Theil ein wenig dehnen, oder, um mich eines Kunstworts zu bedienen, **splendid drucken**, damit er dem ersten desto eher gleich würde. Man muß sich oft wunderlich in der Welt durchhelfen. — *Practica est multiplex.* — Schriftsteller und Kunstrichter und Verleger haben alle ihre besondern Griffe und ihre Nieken — *mundus vult decipi.* — Hiemit Gott befohlen.

Eine Türckin in Haus Beschäftigung.

Eine Schwarze Sclavin.

Ein Schwarzer Verschnittener.

Eine Christen Sclavin

Der Gardian, Aufseher der Sclaven.

Ein Sclave des Gross-Herrn.

Ein Christen-Sclave.

Ein Galeeren Sclave.

Jengitscher in Ceremonien Kleidung.

Matartschi

Töptschi
Türckischer Artillerist.

Ein Janitschar, in Campange Equipage.

Alley Tschausch,
Hof Fourir bey einen Vezier.

Jengitscher-Tschausch, Fourir einer Oda.

Käiserl: Reitknecht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Jengitscher in gewönlicher Kleidung.

Eine Türchin ins Bad gehend.

Die Sultanin gewöhnl. Kleidung

Die Sultanin in Galla-Kleidung

Die Sultanin in Sommer Kleidung
ins Bad gehend

Kindleben, Christian Wilhelm,

Galanterieen der Türken

Bd.: 2

Frankfurt und Leipzig (1783)

Turc. 67 k-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10787010-2
VD18 90171446